Muth

Steht die Katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?

Eine litterarische Gewissensfrage

von

Veremundus.

(= Karl Muth)

MAINZ
VERLAG VON FRANZ KIRCHHEIM
1898.

Steht
die
Katholische Belletristik
auf der
Höhe der Zeit?

[= Karl Muth]

Inhalt.

I.

Bestrebungen auf dem Gebiet der katholischen Unterhaltungslitteratur.

Es ist in den letzten Monaten im Anschluß an eine kühne Broschüre viel geredet und geschrieben worden über die Frage der „wissenschaftlichen Inferiorität" der Katholiken und über die Mittel, dieser, soweit man sie glaubte zugestehen zu müssen, abzuhelfen. Wenn diese Broschüre sozusagen von der „litterarischen Inferiorität" handeln möchte, so liegt ihr doch die direkte Absicht fern, einen ergänzenden Beitrag zur Hertlingschen und Schellschen Anklage zu liefern. Ihr Verfasser legte sich sogar gewissenhaft die Frage vor, ob es opportun, der ersten Klage die zweite folgen zu lassen, noch ehe die darüber entstandene Erregung sich völlig gelegt und das Berechtigte klarer erkannt worden, als es im ersten Meinungsstreit überhaupt möglich zu sein pflegt.

Aber er mußte sich sagen, daß in dieser Frage ja eigentlich seit längerer Zeit eine ehrliche und offene Behandlung geradezu öffentlich herausgefordert, daß sie im Stillen reichlich diskutiert wird, und daß es jedenfalls nur willkommen sein muß, wenn einmal redlich Umschau gehalten wird einerseits nach den Ursachen dieser behaupteten Inferiorität, andererseits nach den Mitteln, ihr abzuhelfen oder vielmehr nach den Hindernissen, die ihrer Überwindung im Wege stehen.

Obwohl der Kampf um die gute und schlechte Litteratur in unseren kritischen Zeitungen und Zeitschriften schon lange mit berechtigter Schärfe geführt wird, fand er doch eigentlich erst seinen Widerhall in den weitesten Kreisen, als die Frage der Litteratur auch auf den Katholikentagen in den Hauptversammlungen zur Behandlung kam. Er nahm seinen Ausgang von der Statistik, die in einer allerdings verblüffenden Weise darthat, welch geringer Unterstützung sich unsere katholischen Familienblätter in den eigenen Kreisen zu erfreuen haben, wogegen es zweifellos ist, daß die hohen Auflagen akatholischer Unter-

haltungszeitschriften nur unter Mitwirkung katholischer Abonnenten zu Stande kommen.

Diese Agitation zu Gunsten der Unterhaltungsblätter wurde auf dem Katholikentag in Landshut auf die belletristische Litteratur im allgemeinen ausgedehnt. Ja man ging weiter. Rektor Huppert schrieb einen förmlichen „Wunschzettel", wie er sagte, in dem er, sich an die katholischen Schriftsteller und Schriftstellerinnen wendend, diesen den Rat erteilte, die Vorgänge in ihren Romanen doch nicht so oft in „Adels- oder reichen Bürgerkreisen spielen" zu lassen, sondern sich auch dem kleinbürgerlichen Leben zuzuwenden. Auch „gewisse brennende Fragen" sollten ausgiebig in großangelegten Romanen von Katholiken behandelt werden, wogegen Liebesromane „nun für eine lange Reihe von Jahren genug geschrieben" seien. Endlich appellierte er an die Männer, ja sogar an die Professoren, mit dem Wunsch, daß sie es nicht verschmähen möchten, sich nach berühmten Mustern auch auf dem Gebiet der Belletristik zu bethätigen.

Die Agitation dieser Rede erstreckte sich also nicht mehr bloß auf die Empfehlung der guten und die Warnung vor schlechten Litteraturerzeugnissen, sondern griff in das geistige Leben der dichterischen und schriftstellerischen Produktion selbst ein, indem sie an die Gesinnung appellierte, damit der Mangel an Schriftstellern, welche aus innerem Beruf und Gestaltungsdrang zur Feder greifen, durch solche ersetzt werde, die es aus zeitgemäßer Berechnung und Eifer für das zu wirkende Gute thuen.

Es handelt sich also, wie man aus den von Rektor Huppert geäußerten Wünschen ersieht, zunächst nur um die Erzeugnisse der Prosadichtung, um die Romane und Novellen, sowie um die sogenannte Unterhaltungslitteratur [1]). Wir werden daher auch diesen fast ausschließlich unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben und meinen, auch wenn wir von katholischer Belletristik reden, meist nur die epische Prosadichtung, nicht dichterische Erzeugnisse im allgemeinen.

Was nun ist der Grund der erwähnten Agitation? Etwa die Wahrnehmung, daß wir auf katholischer Seite in Bezug auf den Roman, auf die Unterhaltungslitteratur hinter den Bedürfnissen der Gegenwart zurückbleiben? Man sollte glauben; denn gewöhnlich agitiert man nur für das, was man nicht oder nicht in hinreichendem

---

1) Der Theaterfrage, resp. der Pflege der dramatischen Dichtung durch Katholiken suchte man in Landshut durch eine Resolution nahe zu treten. Da aber von einer solchen Pflege überhaupt nicht die Rede sein kann, bleibt nichts anderes übrig, als diese Thatsache im Verlauf dieser Ausführungen einfach zu konstatieren.

Maße besitzt. Die „belletristische Inferiorität" auf unserer Seite wäre also mit dieser Agitation indirekt zugegeben und wir hätten demgemäß hier nur noch zu untersuchen, was zu thun oder zu lassen ist, um ihr wirksam entgegenzutreten. Aber so scheint die Sache denn doch nicht gemeint. Ausdrücklich eingestanden wurde eine derartige Rückständigkeit ja keineswegs. Und wenn wir den Tenor der Huppertschen Ausführungen genauer in Betracht ziehen, so ist es sogar zweifellos, daß Huppert die Ansicht vertritt, ein Katholik, der die Unterhaltungslitteratur der Gegenseite lese und bevorzuge, könne sich nicht mit der Behauptung entschuldigen, wir hätten auf katholischer Seite nichts, was höheren litterarischen Ansprüchen genüge.

Klar und unzweideutig wird diese Ansicht in den Zeitungen und Zeitschriften vertreten. So heißt es z. B. in einem mit H gezeichneten Artikel der litterarischen Beilage zur Köln. Volkszeitung vom 22. Dezember 1897 in Bezug auf unsere Unterhaltungsblätter: „Die Schuld (sc. an der geringen Verbreitung) liegt nur (!) am Publikum, von dem ein Teil in den „besseren" Kreisen den katholischen Blättern überhaupt keine beachtenswerten Leistungen zutraut; während ein anderer die Romane und Novellen in unsern Zeitschriften für „langweilig" hält. Das sind jene Leser, die nur (!) Liebesgeschichten oder Romane aus dem Eheleben (!), auch mit pikantem Anflug (!) wünschen. Damit kann die katholische Presse allerdings nicht dienen, wenn sie auch der Behandlung ernster Konflikte im Gefühlsleben nicht aus dem Weg geht. Nur Unkenntnis kann behaupten, daß unsere Zeitschriften aus diesem Grunde langweilig seien."

Diese zweite, von der Parteikritik am meisten vertretene Ansicht steht, wie man zugeben wird, mit dem indirekten Zugeständnis, wie es jener Agitation auf den Katholikentagen zu Grunde liegt, nicht im Einklang. Es liegt ein gewisser Widerspruch darin, der nur um so auffälliger erscheinen müßte, wenn jener H-Korrespondent mit dem betreffenden Redner in München, Dortmund und Landshut identisch wäre.

Unser Thema wird sich daher, wie man aus dieser herrschenden Unklarheit sieht, doch nicht lediglich auf die Frage beschränken dürfen, wie einer allenfallsigen Inferiorität der katholischen Romanproduktion entgegengewirkt werden könne; sondern muß zunächst auf die Frage eingehen, ob die gegenwärtige katholische Litteraturbethätigung auch wirklich den litterarischen Bedürfnissen und Ansprüchen gebildeter Katholiken genüge und genügen dürfe.

* * *

Hier ist nun zunächst eine Thatsache festzustellen. Sie wird, wenn richtig festgehalten und klar betont, einerseits die Huppertsche Absicht verzeihlich machen, andererseits verhüten, daß solche Empfehlungen der Romanform zu außerhalb der Kunst gelegenen Zwecken dazu beitragen, das künstlerische Ansehen des Romans in der öffentlichen Meinung allzutief herabzusetzen.

Die bei weitem überwiegende Zahl der alljährlich erscheinenden Romane und Novellen hat mit der Kunst und im besonderen mit der Poesie so gut wie nichts zu thun. Sie sind entweder Notprodukte erwerbsbedürftiger Schriftsteller, oder Früchte weiblicher Schreib- und Fabulierseligkeit, sofern ihnen nicht in fast gleich vielen Fällen nur der Ehrgeiz, litterarisch von sich reden zu machen oder die Absicht, durch sie Ideen zu kolportieren, Gevatter gestanden hat. Sie sind gleichgültig für die Litteraturgeschichte; denn sie erfinden nichts, sie schaffen kein neues Leben und vernichten keines, letzteres höchstens, wie Eichendorff sagt, durch ihre eigene Langweiligkeit. Den Konsumenten aber sind sie Futter für die verschiedensten Bedürfnisse, worunter dasjenige poetischer Anregung, künstlerischer Erhebung jedenfalls an allerletzter Stelle steht. Von einer solchen Litteraturgattung überhaupt mit Ernst zu reden, ist schwer, und man kann es angesichts des thatsächlichen Mißbrauchs der Romanform zwar nicht gutheißen, aber doch begreifen, wenn der Roman als solcher von ernsten Männern mit Geringschätzung behandelt und höchstens wegen seiner unterhaltenden Form noch für gut genug erachtet wird, um bestimmten Ideen damit größere Verbreitung zu geben.

Und wenn wir in der That sehen, wie tausende und aber tausende von Federn in diesem Genre unaufhörlich thätig sind, um in einer schlau berechneten Geschichte dem oft harmlosen Leser die bizarrsten Ideen einzuimpfen, wenn wir sehen, wie der Sozialpolitiker seine wirtschaftlichen Entdeckungen, der Philosoph seine Humanitätsgedanken, der Naturwissenschaftler seine Weltanschauung, der Anhänger der Friedensliga seine Abrüstungsschwärmerei, der Spiritist seine Geistertheorien, der Moralrevolutionär seine Ethik, die Frauenrechtlerin ihre Reformgedanken, der Abstinenzler seine Besserungsvorschläge, der Kulturkämpfer seine Intoleranz u. s. f. u. s. f. auf diese Weise zu popularisieren sucht, warum sollte dann, von einem Konkurrenzstandpunkt aus, die gleiche Form uns zu gut sein, um auch unsern Ideen damit Vorschub zu leisten und sie in dem dialektischen Für und Wider einer fein berechneten Konversation in überzeugender Weise dem Leser nahe zu bringen?

Zur geschickten und leichten Anwendung der Form bedarf es bei

einiger Begabung für Erfindung und Darstellung ja nur der Übung; die Form ist im allgemeinen eine erlernbare Sache, und es wäre sicher lächerlich in dieser Hinsicht, Übung vorausgesetzt, den Katholiken mindere Fähigkeiten zuzutrauen, etwa weil sie sich auf diesem Gebiet bislang weniger bethätigt haben als die Gegenseite. Litterarische Inferiorität in diesem Sinne zu behaupten, wäre Unsinn. Aber wenn auch Hupperts Mahnung, woran ich sehr zweifle, auf fruchtbaren Boden gefallen ist, so wird man sich doch wohl noch einige Zeit gedulden müssen, bis wir praktische Früchte sehen. Unsere Gelehrten z. B. haben sich dieser Seite der Litteratur bislang also fern gehalten, die Romanlektüre wird in katholischen Kreisen in soviel geringerem Maßstabe gepflegt, und die dabei getroffene Auswahl beschränkt sich auf soviel litterarisch minderwertige, doch um anderer Vorzüge willen bevorzugte Romane, daß es nicht wundernehmen kann, wenn das formale Können bei den Katholiken in dieser Art der litterarischen Produktion keine große Ausbildung erfahren hat. Ohne dieses aber ist es nicht möglich z. B. dem „Kampf um Rom" oder „Julian der Abtrünnige" Werke gegenüberzustellen, deren Wirkung zu nicht kleinem Teil auf das Ansehen zurückzuführen ist, das ihr Verfasser als Geschichtsschreiber gleichviel ob mit Recht oder Unrecht genießt.

Aber nehmen wir an, es gelänge, was hätten wir damit erreicht? Wohl kaum viel mehr, als eine Litteraturgattung vermehren helfen, die überhaupt nicht wert ist, daß sie existiert. Werke, wie die bezeichneten zu verdrängen, würde doch nur zum Teil gelingen, und für einen derartigen geringen Erfolg, der bei uns ohnehin stets lauernden Tendenzsucht noch weitere Mittel auf Kosten unseres letzten litterarischen Ansehens dienstbar zu machen, das scheint mir doch wahrlich nicht gerade in unserem Interesse zu liegen. Wir haben das Bedürfnis nach einer für das katholische Volk geeigneten Litteratur, die höher steht, als die vorhandene. Gut. Warum aber dann solche Vorbilder wählen, oder die Professoren aufrufen und überhaupt in einer Weise agitieren, die doch nur wieder den Tendenzroman herausfordert und nichts weiter? Oder ist jenes Bedürfnis nach einer Litteratur doch vielmehr nur ein verhülltes Bedürfnis nach ganz anderen Dingen, die nunmehr auch auf dem Weg der Litteratur erstrebt werden sollen? Dann allerdings ist der Roman in unseren Tagen ein nicht schlecht gewähltes, ja ein sehr brauchbares Mittel und die Agitation ganz dazu angethan, die Sehnsucht nach derartigen Konkurrenzromanen zu wecken. Aber dann brüste man sich auch nicht mehr mit der Behauptung, man wolle das litterarische Interesse, die katholische Litteratur

fördern. Wer dies beabsichtigte, der hätte, statt an die Gesinnung zu appellieren und den Roman zur Behandlung sozialer und ähnlicher Fragen zu empfehlen, ungefähr in allem just das Gegentheil thun und den Roman gegen alle außerhalb dichterischer und künstlerischer Zwecke liegenden Ansprüche in Schutz nehmen und vertheidigen müssen. Das wäre eine verdienstvolle litterarische That, aber in anbetracht gewisser Umstände auch ein sehr beträchtliches — Wagnis gewesen.

Denn es ist eine Thatsache, daß es in katholischen Kreisen eine große Zahl öffentlich einflußreicher Männer gibt, die teils aus einem ästhetischen Vorurteil, teils aus gewissen, durch die schlechte Litteratur allerdings gerechtfertigten erzieherischen Bedenken, dem Roman und der Romanlektüre so ablehnend gegenüberstehen, daß sie beides entweder gänzlich verwerfen, oder nur als ein „notwendiges Übel" gelten lassen.

Ich bin weit entfernt, diese beiden extremen Standpunkte unbegreiflich zu finden. Denn man darf wohl, ohne Widerspruch zu begegnen, ruhig behaupten, daß durch schlechte Romane mehr Schaden in der Welt gestiftet worden ist, als durch gute Nutzen. Und diese Erkenntnis allein mag jenen Männern zur Rechtfertigung ihres extremen Standpunktes genügen. Mit solchen jedoch, die den Roman absolut verwerfen und ihn am liebsten ausrotten möchten, kann man überhaupt nicht rechten. Sie übersehen in ihrer unklugen Einseitigkeit, daß, wenn er in ihrem Sinne auch ein Übel ist, dies Übel doch als ein notwendiges bezeichnet werden muß. Romane werden halt doch immer gelesen werden, und fehlen daher die guten (ich meine gut im moralischen Sinn), so kommen eben die weniger guten, wenn nicht gar die direkt schlechten an die Reihe[1]). Wenn man sich daher durch die Thatsachen selbst gezwungen sieht, die Nothwendigkeit zuzugeben, so ist es doch wieder zu weit gegangen, diese als ein Übel zu bezeichnen. Ein Übel sind nur schlechte Romane, und diese hinwiederum sind nicht notwendig. Was ist also logischer, als daß wir, die Notwendigkeit des Bestehens belletristischer Unterhaltung einmal zugestanden, unsere ganze Sorge darauf richten, der Hervorbringung guter Romane nicht nur nicht hinderlich zu sein, sondern sie, soweit dies möglich, nach Kräften zu unterstützen und zu fördern.

Wie dies zu geschehen habe, und welches die Hindernisse sind, die dem Aufschwung einer der akatholischen Belletristik ebenbürtigen

1) „Es gewinnt fast den Anschein, je mehr von der Kanzel, von der Tribüne, in der Presse und von Seiten hervorragender Männer gegen das Romanlesen geeifert wird, desto mehr nimmt es zu und steigert sich die Produktion von Romanen von Jahr zu Jahr." (Dr. H. Rody, Die moderne Litteratur in ihren Beziehungen zu Glaube und Sitte. Mainz 1895. S. 22.)

katholischen Belletristik entgegenstehen, werden wir an anderer Stelle dieser Broschüre zu untersuchen haben. Zunächst dürfte es von Wert sein, uns über die Bezeichnung katholische Belletristik auszulassen, um in dieser Hinsicht keinen Mißverständnissen Raum zu geben.

* * *

Wie der Begriff „katholische Wissenschaft", so ist auch der Begriff „katholische Dichtung", „katholische Belletristik", obwohl mit geringerem Schein von Berechtigung, angefochten worden. Besonders von gegnerischer Seite beliebt man die schöne Litteratur oft als neutrales Gebiet zu bezeichnen, in das der konfessionelle Gegensatz absichtlich hineingetragen werde.

Wissenschaft ist Streben nach Erkenntnis der Wahrheit, und da die Wahrheit nur eine sein kann, ist die Wissenschaft (wie man glauben sollte) interkonfessionell. Frhr. von Hertling hat in seiner Rede auf dem wissenschaftlichen Katholiken-Kongreß 1897 in Freiburg in der Schweiz glänzend dargethan, wie das scheinbare Antitheton „katholische Wissenschaft" zu verstehen sei.

Auch die Belletristik, soweit sie poetisches Kunstschaffen darstellt, strebt nach Wahrheit. Wahrheit und Schönheit sind ihr Zwillingsschwestern. Aber diese Wahrheit ist nicht die wissenschaftliche Wahrheit, die wir mit dem Verstand erkennen, sie ist in vielen Fällen nur poetische, noch öfter nur subjektive Wahrheit. Die Thatsachen des Lebens, auch wenn noch so exakt beobachtet und durchforscht, müssen erst durch das Medium der dichterischen Individualität gleichsam wie durch einen Filter hindurchgehen und werden daher stets und unabänderlich subjektiv gefärbt. Der Dichter vermag, trotz alles Strebens, sowohl objektiv in der Form, als auch objektiv in der Sache zu bleiben, seine Lebensbeobachtungen doch nur so wiederzugeben, wie er und nur er sie sieht. Poesie allerdings bleibt Poesie, ob sie nun aus einem katholischen oder protestantischen Gemüth entsprossen, und es ist daher Unsinn, schlechtweg von katholischer oder nicht katholischer Poesie reden zu wollen. Eine Verschiedenheit ist nur insofern denkbar, als die poetischen Ideale verschieden gläubiger Dichter wie diese selbst verschieden sind, als sie ihre poetischen Gedanken und Empfindungen an Begebenheiten, Lebenserscheinungen, Seelenstimmungen, religiöse Überlieferungen und Einrichtungen anknüpfen, die ihnen je nach ihrer Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Bekenntnis näher liegen und daher vertrauter sind als andere.

Insofern dürfen wir von katholischer Dichtung, müssen wir von katholischer Unterhaltungslitteratur reden. Denn die Erzeugnisse

der letzteren fallen ja nur zum kleinsten Teil unter den Begriff der Dichtung, und in welcher Weise sie zum Tummelplatz unkünstlerischer Bestrebungen gemacht werden, das beweisen auf der einen Seite Richard Weitbrecht, auf der anderen Conrad von Bolanden. Hier auf dem Gebiet der Tendenzbelletristik drängt sich daher das konfessionelle Unterscheidungswort wie von selbst auf, wird uns die Bezeichnung geläufig, und hier erwächst auch die Gefahr, es bei belletristischen Werken so stark zu betonen, daß darüber die anderen Gesichtspunkte teilweise über Gebühr außer acht gelassen werden.

Ich werde später noch einmal auf den Tendenzroman zu sprechen kommen. Aber ich möchte auch schon hier auf das Bedenkliche hinweisen, das in dem übertriebenen Pochen auf die „katholische Litteratur" gelegen ist. Das Volk (und auf nicht viel höherem litterarischen Bildungsniveau stehen zahlreiche Recensenten) gibt sich bekanntlich mit feingeistigen Unterscheidungen nicht ab. Es urteilt nach gut greifbaren, in die Augen fallenden Kriterien, und da das sichtbarste Kriterium eines katholischen Romans eine möglichst dick und kräftig aufgetragene Tendenz ist, so muß es bei der fortwährenden Agitation für die „katholische Litteratur" unabänderlich schließlich dahin hinkommen, daß sich nur noch der Tendenzroman öffentlich, in unseren Zeitschriften und Zeitungen, als der wahrhaft katholische Roman Geltung zu schaffen vermag. Und doch weiß jeder litterarisch gebildete Katholik wie unhaltbar eine solche Meinung ist, und daß wir damit rettungslos einer absoluten litterarischen Inferiorität verfallen müßten.

Vorschub geleistet wird dieser Richtung durch die Thatsache, daß zahlreiche der schriftstellerisch (nicht künstlerisch) hervorragendsten und am meisten verbreiteten katholischen Romane vollwertige Tendenzromane sind und vielleicht auch nur diesem Umstande die Reklame der Zeitungen und die bereitwillige Aufnahme in weiten Kreisen des katholischen Deutschland verdanken. Ich nenne nur die Romane der Hahn-Hahn, Bolandens und von Laicus.

„Dem Wesen des Katholizismus entsprechend mußte sich bei den Katholiken der Tendenzroman zu höchsten Blüte entfalten. Hier hat der Dichter einen festen, für ihn nie schwankenden Boden unter den Füßen, von dem aus er erfolgreich nach allen Seiten vordringen kann. In der italienischen Litteratur vertritt diese Richtung der Jesuitenpater Bresciani, der in seiner Dichtung: „Der Jude von Verona" besonders die politischen Geheimbünde mit Erfolg in Verruf zu bringen suchte. Der spanischen Litteratur gehört Fernan Caballero an. Große Gewissenhaftigkeit kann man dieser streng katholischen

Dame und gewandten Erzählerin eben nicht nachrühmen. In Deutschland erwähne ich den talentvollen fanatischen Bolanden, der durch seine „Romane“ die „Geschichtslügen“ offenbar zu machen bestrebt ist; ferner die Gräfin Hahn-Hahn, welche die katholische Idee sehr prätentiös zur Schau trägt; endlich Laicus, der die Freimaurer verlästert, ohne sie zu kennen. Alle Romane dieser Autoren halten bei sonstigen unleugbaren Vorzügen in ihrer tendenziösen Nüancierung einer ästhetischen Analyse nicht Stand!“

So schrieb Heinrich Keiter im Jahre 1878. Ich weiß nicht, ob er heute noch auf dem nämlichen Standpunkt steht, aber dieses sein Urteil, sowie zahlreiche andere in seinem „Versuch einer Theorie des Romans“ (Paderborn 1876) sind jedenfalls bei weitem richtiger und unbefangener als viele spätere, nachdem er sich so stark in den Dienst einer litterarisch-einseitigen und engherzigen Richtung gestellt hat.

Daß zu einem wahrhaft katholischen Leben die Beobachtung auch der kirchlichen Gebote, der Empfang der Sakramente u. dgl. mehr gehört, weiß jeder Katholik, und auch dem Dichter, dem Romanschriftsteller wird sich mannigfacher Anlaß bieten, bei der Charakterzeichnung religiöser Personen hin und wieder auch solchen kirchlichen Lebensäußerungen Rechnung zu tragen. Das ist nicht mehr als selbstverständlich. Als Marynia in dem Roman von Henryk Sienkiewicz „Die Familie Polaniecki“ 1) vor ihrer Niederkunft erkrankt, verlangt sie den Beichtvater. Das ist vom katholisch-seelsorglichen Standpunkt durchaus in der Ordnung. Daß jedoch der Dichter diese Thatsache überhaupt erwähnt, hat seinen Grund nicht (und soll ihn nicht haben) in dem erzieherisch-pedantischen Bedenken, der allenfallsige Tod einer katholischen Frau ohne sichtliche Vorbereitung könne für den gläubigen Leser ein Ärgernis sein, sondern in der inneren Notwendigkeit, daß der durchaus religiöse Sinn Marynias sich auch in einem kirchlich-religiösen Akt bethätige, wenn ihr schönes Charakterbild nach allen Seiten harmonisch abgeschlossen vor uns stehen soll. Mit anderen Worten: daß uns der Dichter mit ihrem Verlangen bekannt macht,

1) Dieser Roman ist in deutscher Übersetzung meines Wissens zum erstenmal in „Alte und Neue Welt“ erschienen. Die Veröffentlichung daselbst war in anbetracht der engherzigen Traditionen unserer Familienblätter ein Wagnis. Für jeden unbefangenen Beurteiler kann es jedoch nur erfreulich sein, daß dieses gediegene Werk des katholischen Polen auf diese Weise auch den deutschen Katholiken zugängig gemacht wurde. In der Lebensbeobachtung und in der Unmittelbarkeit der Darstellung, in der Zeichnung der verschiedenartigsten Charaktere, sowie in der Schilderung der seelischen Zustände der Hauptpersonen offenbart der Roman vollendete Meisterschaft. In Anlage und Aufbau hingegen läßt er zu wünschen übrig. Es ist eine prachtvolle Romanstudie.

geschieht nicht aus katholischer Ostentation und seelsorglichen Rücksichten (auch ein nichtkatholischer Dichter hätte es nach den gegebenen Voraussetzungen thun müssen), sondern weil es psychologisch und durch die Situation, vor allem auch durch die von dem Dichter dadurch beabsichtigte Wirkung auf Polaniecki, ihren Gatten, bedingt ist.

Nun aber giebt es eine beträchtliche Zahl katholischer Zeitschriftenleser und darunter sehr viele aus dem geistlichen Stande, die hier mit einem „hin und wieder" absolut nicht zufrieden sind. Ein Roman mag die herrlichsten, sittlichsten Charaktere schildern, die sich in all den Situationen, welche der künstlerische Grundgedanke der Dichtung fordert, als solche bethätigen, für vollwertig und wirklich empfehlenswert, für einen wahrhaft „katholischen Roman" gilt er gewissen Leuten doch nur erst dann, wenn der Dichter, wie in einer Standesunterweisung oder Christenlehre, die Erfüllung der religiösen Pflichten bei seinem Helden auch thatsächlich vorgeführt oder ihn doch wenigstens gegen dahinzielende Zweifel durch einige ausdrückliche Bemerkungen sichergestellt hat. Solche religiöse Pedanten bilden allerdings gottlob nur eine Minderheit, aber daß sie existieren, beweist mir der Umstand, daß ich ihnen wiederholt begegnen mußte. Auch auf den Redaktionen unserer belletristischen Blätter werden sie vermutlich keine unbekannten Erscheinungen sein.

Katholische Romane und Tendenzromane sind in der Auffassung solcher Leute eben untrennbare Begriffe, und doch müssen wir, trotz des Widerspruchs der Thatsachen, grundsätzlich daran festhalten, daß ein katholischer, d. h. aus katholischem Geist und Empfinden herausgewachsener Roman kein Tendenzroman sein muß noch darf.

Die Kunst, die Dichtung will nur das Menschlich-Bedeutungsvolle, reine Menschlichkeit darstellen. Menschlich-bedeutungsvoll im höchsten Sinne des Wortes ist aber das Verhältnis des Menschen zu Gott, zur Religion. Ohne religiöses Empfinden, Sinnen, Ahnen, Zweifeln, Kämpfen, Glauben, Hoffen, Lieben ist ein wahrer, warmblütiger, harmonischer Mensch gar nicht zu denken, und wenn daher ein christlicher Dichter einen solchen Menschen schildert, so wird er ihm ganz unabsichtlich und wie von selbst ein Stück seiner eigenen Seele geben, wahres, religiöses Leben, das sich spontan und immer in bedeutungsvoller, auch menschlich ergreifender Weise äußern muß. Ein solches Werk nenne ich einen katholischen Roman, und wenn auch nichts spezifisch Katholisches darin vorkommt. Wo hingegen diese lebendige, organische Einheit des religiösen Charakters nicht ist, wo religiöse Reflexionen (auch im Munde der Personen) das individuelle Leben der Charaktere ver-

nichten, wo die Tendenz in der künstlerischen Komposition nicht völlig restlos aufgeht und einen Überschuß an Gedanken in das allein aus Anschauungen sich bildende Kunstwerk wirft, da haben wir es mit einem Tendenzwerk zu thun, das auf ästhetisch-litterarische Würdigung wenig oder kein Recht geltend machen kann. Und nicht nur seinen litterarischen Beruf wird ein solches Werk verfehlen, sondern in den meisten Fällen auch den ihm aufgedrängten religiösen Zweck, weil das Wort: „Man merkt die Absicht und wird verstimmt" in unserer mißtrauisch gewordenen Zeit nirgends mehr Geltung hat als beim religiösen Tendenzwerk. „Tausende von Menschen wenden sich darum heute von aller Religion ab, weil sie argwöhnen, man wolle ihnen die Religion aufdrängen. Der wirksamste Bekehrer wird bei den Gebildeten unserer Zeit derjenige sein, welcher belehrt und überzeugt, ohne daß man seine Absicht merkt." Dieses Wort W. H. von Riehls gilt durchaus auch für die Litteratur. Eine Dichtung, die liebenswürdige religiöse Charaktere darstellt ohne eine andere Tendenz und Nebenabsicht, als eben das Schöne vorzuführen in dem ganzen Adel einer von Religion durchdrungenen Menschennatur, wird zweifellos mehr Herzen für die Religion gewinnen, als die feinste, berechnendste Tendenz, die sich an den Verstand wendet und schon dadurch jeder dichterischen Wirkung verlustig geht. Denn ein echtes Dichterwerk hat es nur mit der Seele des Menschen zu thun, und wenn es daher wahr ist, was der hl. Augustin sagt: anima est naturaliter christiana, nun, welchen besseren Helfershelfer könnte dann die religiöse Propaganda unserer Zeit haben, als denjenigen Dichter, der zugleich religiös und doch so ganz Künstler ist, daß er, abhold allem verstandesmäßigen Beweisen, sich nur an die Herzen wendet und sie für einen schönen, sittlichen, religiösen Charakter begeistert? „Einen schönen Charakter zeichnen," sagt Jean Paul, „heißt der Welt einen Heiligen schenken und Heilige machen."

Das Hineintragenwollen seelsorglicher und ähnlicher Zwecke in die Belletristik wird begreiflicherweise durch eine litterarische Agitation, wie sie sich besonders in Landshut gestaltet hat, mehr befördert als hintangehalten. Und das besonders, wenn die Agitation von Leuten betrieben wird, die sich nicht berufsmäßig mit dergleichen Fragen beschäftigen, sondern dabei mehr von ihrem guten Willen als von tieferem Verständnis der Sache geleitet werden. Will man die Litteratur bei solchen Anlässen jedoch durchaus zur Sprache bringen, so wird man jedenfalls mehr erreichen, wenn man sich darauf beschränkt, für die Verbreitung der guten Litteratur und die Fernhaltung der schlechten einzutreten und besonders, wie das auch von Anfang geschehen

ist, für Unterstützung der bestehenden belletristischen Zeitschriften zu wirken. Damit wird einerseits dem angestrebten volkserzieherischen Zweck, andererseits den katholischen Autoren gedient. Denn diesen letzteren wird sich mit der größeren Verbreitung der Zeitschriften auch ein einträglicheres Feld ihrer Thätigkeit erschließen, da diese Zeitschriften in demselben Maße leistungsfähiger werden, als die Zahl ihrer Abonnenten wächst. Was zur Förderung und Hebung der Litteratur außerdem und hauptsächlich zu thun und zu lassen sei, dies zu untersuchen ist die Aufgabe der folgenden Abschnitte dieser Broschüre.

II.

Zur Charakteristik der epischen Prosadichtung.

Bei der allgemeinen Begriffsverwirrung, die über das Wesen, den Zweck und den künstlerischen Wert oder Unwert des Romans heutzutage mehr denn je herrscht, wird es ratsam sein, hier einige aufklärende Bemerkungen vorauszuschicken, die das Verständnis der späteren Ausführungen erleichtern.

Daß viele unserer Ästhetiker über den Roman im allgemeinen nicht viel Schmeichelhaftes zu sagen wissen, ist bekannt. Man hält ihn den anderen Dichtungsformen nicht für ebenbürtig und hat ihn ein „verwildertes Epos" genannt. Auch Schiller redet ja von dem Romanschriftsteller nur als von dem „Halbbruder des Dichters". Alle diese Urteile gründen sich zumeist auf Werke, die wir in den Litteraturgeschichten als klassische [1]) Muster der Gattung aufgezählt finden. Das Unkünstlerische der Romanform sieht man in dem Widerspruch, worin das Bestreben des Romans, seinen Kreis zu einem immer größeren Weltbild zu erweitern, mit den Gesetzen der Kunst, die Beschränkung fordern, festgebannt liegt. Und diesen Widerspruch hält man für unabänderlich, unvermeidlich, weil durch das Wesen der Gattung bedingt. Das Wesen des Romans aber soll nach Goethe die epische Schilderung von Begebenheiten und Gesinnungen, nach Neueren, die epische Abspiegelung des Lebens und seiner gesellschaftlichen Zustände sein.

Aus diesem Vorstellungskreis kommt man nicht heraus. Ihm zuliebe verzichtet man eher darauf, den Roman im kunstästhetischen

1) „Der Roman des 19. Jahrhunderts hat seine Grundlagen in dem sog. klassischen Roman, nicht darum klassisch, weil er den Höhepunkt der Romandichtung darstellt, sondern weil das Wort als Ausdruck litterarischer Kanonisation seinen Schöpfern zuertheilt worden ist." (Mielke, Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. Braunschweig 1897. S. 10.)

Sinne zu rehabilitieren, als einmal zu prüfen, ob denn die dem Roman hier zugewiesenen Aufgaben in der That seine Aufgaben sein können. Anstatt den Endzweck aller wirklichen Kunst ins Auge zu fassen und zu trachten, diesen Endzweck auch dem Romane dienstbar zu machen und ihm auf diese Weise die Weihe der Kunst zu geben, nimmt man einige vorhandene Romane als endgültige Muster der Gattung an und stellt an ihnen fest, daß der Roman nicht verdiene, zur Würde einer Kunstform erhoben zu werden, da sein innerstes Wesen mit den Gesetzen der Kunst in Widerspruch stehe. Dies Verfahren ist ebenso merkwürdig wie für die Willkürlichkeit vieler unserer ästhetischen Anschauungen kennzeichnend.

Die moderne Ästhetik verabscheut bekanntlich nichts mehr als dogmatische Feststellungen. Die Kunstlehre soll keine Gesetze durch Abstraktion schaffen, sondern die im Kunstwerk verborgenen nur finden. Der Künstler soll sich nicht nach den Forderungen der Kunstphilosophie, sondern diese nach den Hervorbringungen des Künstlers richten. Indem der Künstler schaffe, folge er unbewußten Gesetzen, und diese zu erkennen und allenfalls in ein System zu bringen, sei die Aufgabe des Ästhetikers.

Immerhin! Aber auch die undogmatischste Ästhetik muß wenigstens von einer feststehenden, unerschütterlichen Voraussetzung ausgehen, und diese Voraussetzung ist die unnachsichtliche Forderung, daß ein jedes dichterische Kunstwerk, sofern es auf diese Bezeichnung im Ernste Anspruch erhebt, rein seelische Wirkungen hervorbringe, mit anderen Worten, daß es den Genießenden seelisch befreie[1]). Eine Dichtung, die diese Forderung nicht erfüllt, mag das Werk eines Künstlers mit vielen künstlerischen poetischen Vorzügen sein, ein reines Werk der Kunst, eine in sich geschlossene Kunstschöpfung ist es nicht. Wollen wir daher, daß der Roman ein Kunstwerk sei, so müssen wir von ihm fordern, daß er diesen Bedingungen genüge. „Der Roman als Kunstwerk kann nur die eine Aufgabe kennen: in der dichterischen Form auf Homer zurückzugehen und sich seinen künstlerischen Zweck aus dem Drama Shakespeares zu entlehnen . . . d. h. er muß es versuchen, eine zielbewußte Handlung und diese innerhalb einer be-

---

1) „Der Endzweck aller wirklichen Kunst ist, den Menschen innerlich zu befreien; es kommt dabei also einzig dessen Seele in Betracht. Darum muß auch das ganze Streben des Dichters vor allem darauf ausgehen, diese letztere vorbehaltlos für sich zu gewinnen; und solches vermag er nur, indem er erst die Gemüter stimmt um sie alsdann mit der Macht der Leidenschaft völlig zu fassen.“ (Mauerhof, Das Wesen des Tragischen in alter und neuer Zeit. Zürich 1898. S. 14.)

stimmten künstlerischen Idee in der vorbildlichen Darstellungsweise des alten Epos (also mit vollkommener Objektivität) zu Gehör zu bringen." Dieses ästhetische Grundgesetz zum erstenmale klar und deutlich ausgesprochen und vortrefflich begründet zu haben, ist das Verdienst Emil Mauerhofs [1]).

Er geht dabei von der Vergleichung des Romans mit dem Drama aus, und zwar im Anschluß an die bekannte Stelle im „Wilhelm Meister", die mit den Worten beginnt: „Im Roman wie im Drama sehen wir menschliche Natur und Handlung." Mauerhof verbessert: menschliche Natur innerhalb einer geschlossenen Handlung und bezeichnet damit vortrefflich Inhalt und Form zugleich. Menschliche Natur aber ist ideale Menschlichkeit im Gegensatz zur gesellschaftlichen, mit anderen Worten, handelnde Leidenschaft inmitten der Unnatur. Ein Roman, der diesen Inhalt nicht hat, darf ebensowenig ein dichterisches Kunstwerk genannt werden, wie derjenige, der sich etwa gegen das architektonische Gesetz der Dreiteilung in Anfang, Mitte und Ende versündigen würde [2]). Daß die meisten auf dem Gebiete der epischen Prosadichtung thätigen Federn, an dieser Forderung gemessen, aus dem Tempel der Kunst hinausgewiesen werden müssen, wird leicht einleuchten und weiter unten noch näher gezeigt werden.

Der große Irrtum, in dem unsere Ästhetik in Bezug auf den Roman sich verfangen hat, besteht darin (und das ist von Mauerhof zu wenig betont), daß sie das Epische nicht hauptsächlich in der Form, in der Art der Darstellung, sondern fast ebensoviel im Stoff selbst sucht und sieht. Sie redet mit übertrieben starker Betonung von „epischen Stoffen" (Vischer) und theilt sogar die Helden in epische und dramatische ein (Carrière). Ferner soll nach ihr der Roman nur Begebenheiten, keine Handlung enthalten, da Handlung hauptsächlich dem Drama eigne.

Dieser Umstand hat es verhindert, daß der Roman sich zu einer Kunstform durchgerungen hat, ist die Ursache, daß wir die „unkünstlerische Form des Romans" schelten und doch im nämlichen Atemzug verlangen, „daß er ein Kunstwerk sei" (Rehorn, Der deutsche

---

1) Konrad Ferdinand Meyer oder die Kunstform des Romans. Verlag von Henckell u. Co. Zürich 1898.

2) „Ein Roman, dem die kunstgemäße Einteilung in Anfang, Mitte und Ende abgeht, kann auf das Prädikat ‚Kunstwerk' keinen Anspruch machen," sagt H. Keiter sehr richtig, aber ohne den Begriff des Kunstwerkes, über den seine „Theorie des Romans" keinen Aufschluß gibt, mit dieser mehr formalen Bedingung zu erschöpfen.

Roman). Der Roman soll nur Begebenheiten schildern, und doch ist es Aufgabe aller wahren Dichtung, menschliche Natur darzustellen, die als Leidenschaft nur handelnd gedacht werden kann. Die Begebenheit dagegen ist die Verneinung der Selbstthätigkeit, durch sie wird der freie Wille beschränkt, das Individuum steht in Abhängigkeit von ihr. Die Schilderung von Begebenheiten kann durchaus dichterisch sein, eigentlichen Kunstwert wird sie nie besitzen, denn der Endzweck aller wahren Kunst, die seelische Befreiung, wird nur erreicht durch eine planvolle Handlung, in der sich menschliche Leidenschaft nach ihrer guten wie nach ihrer bösen Seite hin auslebt. Wer daher von dem Roman verlangt, daß er ein Kulturgemälde, ein Weltbild darstelle, daß er der Zeit den Spiegel vorhalte, daß er durch „die idealische Schilderung des Weltbildes" uns über die Schatten des Lebens hinwegtäusche, oder wer gar wie Spielhagen sagt: „Der moderne epische Dichter hat uns nichts zu sagen, als: ‚Ich habe diese Meinungen über Gott und die Menschen und so bin ich zu diesen Meinungen gekommen',“ — der verkennt den Zweck aller echten Kunst und sollte sich von Goethe eines besseren belehren lassen. Denn „ein echter Dichter,“ sagt Goethe, „der seinen Vorteil recht kennt, wird überhaupt keine Meinungen überliefern, da sein Geschäft einzig darin besteht, Handlungen vorzuführen.“ Handlungen vorführen! Das ist es! Auch der Roman, sofern er Kunstwert beansprucht, muß gleich dem Drama handelnde Leidenschaft aufweisen, nur mit dem Unterschied, daß der Dichter bei der Darstellung im Drama Rücksicht auf das Auge, im Roman dagegen Rücksicht auf das Ohr, auf die Phantasie des Lesers zu nehmen hat, mit anderen Worten, daß die Darstellungsweise des einen dramatisch, die des andern episch sein muß. Beide Dichter sind auf ganz bestimmte Kunstmittel angewiesen, die sie nicht zum Vorteil ihrer Kunst verwechseln werden. Denn der Epiker berichtet über Vergangenes, der Dramatiker stellt im Werden Begriffenes dar[1]).

Nun ist es allerdings richtig, daß unsere meisten sogenannten klassischen Romane nur Begebenheiten schildern, Gesinnungen darstellen. So Goethes Wilhelm Meister, Immermanns Epigonen, Kellers Grüner Heinrich, Otto Ludwigs Himmel und Erde, Freitags Soll und Haben, Spielhagens Problematische Naturen und u. s. f. Aber was beweist das? Nach dem, was wir gesehen, doch

1) „Jede epische Kunst ist Kunst des Erzählens, nur daß nicht jeder Erzähler die Gesetze seiner Kunst beherrscht und anwendet,“ sagt Mielke, ib. S. 355.

wohl nur, daß derartige Werke, unbeschadet ihrer hohen dichterischen Schönheiten, eben auf eigentlichen Kunstwert keinen Anspruch erheben können, daß sie keine Kunstwerke im strengen Sinne des Wortes sind. Indem man bei der ästhetischen Würdigung des Romans nur von ihnen ausging, mußte man sich notwendigerweise in die oben gekennzeichneten Widersprüche und Ungereimtheiten verwickeln. Und doch besitzen wir auch Romane, die sich dem höchsten Kunstideal nähern, wofern sie es nicht gar erreichen.

Wie für das deutsche Drama, so ist Heinrich von Kleist auch für den deutschen Roman zu früh gestorben. Aber er hat uns immerhin seinen Michael Kohlhaas hinterlassen, einen Roman von elementarer Leidenschaft und Größe, der allein geeignet wäre, unsere Ästhetik auf die rechte Spur zu lenken. Aber die Ästhetiker stutzten davor. Sie fühlten, daß das etwas anderes war als der landläufige Roman, auf den sie ihre Theorien aufgebaut hatten. Und in ihrer Ratlosigkeit nahmen sie ihre Zuflucht zu allerhand oberflächlichen Distinktionen, betrachteten im allgemeinen diesen Kleistschen Roman als eine ungewöhnliche Abart und ließen ihn bei ihren Untersuchungen zumeist links liegen. Rehorn, der über den deutschen Roman schrieb, übergeht ihn einfach. Andere nannten ihn einen dramatischen, andere einen abbrevierten Roman. Abbreviert! Allerdings, wenn man sich zu jener schier unbegreiflichen Äußerung Spielhagens bekennt, ein guter Roman müsse viele Bände haben. Es gibt eben Leute, die ernstlich glauben, epische Darstellung und breite, weitschweifige Darstellung sei so ziemlich ein und dasselbe. „Der Epiker," sagt Mauerhof mit Recht, „soll zugleich dichten, als trüge er vor. Denn indem er dies thut, indem er das Zeitgebot wie die menschliche Genußfähigkeit gleichmäßig in weise Betrachtung zieht, indem er bedenkt, daß von einer durchgreifenden Wirkung einzig dann die Rede sein kann, wenn der Zuhörer den gebotenen Trunk in einem Zuge leert, wird er eine jede Versuchung zur Weitschweifigkeit unterdrücken, sein Augenmerk vor allem den höchsten Momenten in seiner Mitteilung zuwenden: mit einem Worte, sich künstlerisch beschränken müssen. Er wird so nicht bloß erzählen, sondern weit mehr noch gestalten; und die Gestalt wird stehen und der Erinnerung verbleiben, wo das bildlose Geschwätz zerflattert und verweht [1])."

---

1) Eine weitere Folge der künstlerischen Beschränkung gegenüber der ausmalenden Weitschweifigkeit hebt Dr. Jos. Müller hervor: „Wenn der moderne Roman nicht auf das stille Lesen berechnet wäre, wenn der Verfasser gezwungen wäre (und er sollte so schreiben, als läge dieser Zwang vor, d. Verf.), wie der alte Rhapsode, ihn öffentlich in großer Gesellschaft vorzulesen, so würde er

Unter den Zeitgenossen ist als der Künstler in der Romandichtung Konrad Ferdinand Meyer zu nennen, dessen „Richterin" in der That als eine mustergültige Schöpfung eines auf den Höhen der Kunst heimischen Dichtergeistes bezeichnet werden muß. Die Werke des Züricher Dichters sind es daher auch, von denen Mauerhof in der schon genannten Schrift seine Theorie der Kunstform des Romans ableitet. Er kommt dabei einigemale auch auf andere bedeutende Werke zu sprechen und sucht durch den Hinweis auf die Fehler darin seine positiven Ausführungen durch das greifbare Gegenteil zu erläutern. Am glänzendsten erreicht er das durch seinen Bezug auf die Wahlverwandtschaften Goethes, die bekanntlich heute noch bald als höchst unsittlich, bald als eine Verteidigung der Heiligkeit der Ehe (Heinrich Keiter) hingestellt werden. „Mehr als in irgend einer anderen Dichtung hat Goethe sich in seinen Wahlverwandtschaften zu einem bewußt-künstlerischen Verfahren verstanden: das Aufkeimen wie das langsame Wachsen der Leidenschaften offenbaren in der Darstellung die reifste Meisterschaft; man sollte daraufhin gar nichts anderes als eine große That erwarten, und wir erleben die — Versumpfung der Leidenschaft. Der Verlauf der Ereignisse hat ja zweifellos die vollste Natürlichkeit für sich. Wenn die Männer in dem Roman, um ihre Liebe zu bekämpfen, in die weite Welt gehen, während die Frauen daheim auf ihrem Schlosse sich gegenseitig einzuleben versuchen: so spricht für einen solchen Zustand wohl die Wirklichkeit, doch niemals die Natur. Die Leidenschaft kann sich nimmer derart verhalten. So lange sie gesund ist, muß sie handeln; und handelt sie nicht, so ist sie krank. Daß sich hier und da, bei dieser und jener Gelegenheit, allerlei mögliche, auch sittliche Bedenken einstellen werden, ist nur selbstverständlich; aber die Leidenschaft überwindet all solche, wenn sie eine dämonische, d. h. eine gesunde ist. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß der Hang und Gang des Dämons oft genug ein ganz unmoralischer ist — doch ist es wohlgethan, in allem, was begonnen wird, auch immer das Ende zu bedenken. Die unsittlichste That der Leidenschaft kann, tragisch gewendet, nie anders als entsagungsvoll in reinster Sittlichkeit abschließen; während ganz im Gegenteil die Versumpfung jener — an sich schon immer ein Zeichen der Schwäche oder Krankheit — aus-

---

sich wahrscheinlich auch schämen, solche Zoten und Schlüpfrigkeiten hineinzubringen, über die man heimlich nicht errötet; es käme also der öffentlichen Sittlichkeit zu gute." (Eine Philosophie des Schönen in Natur und Kunst. Mainz 1897. S. 257.)

nahmslos in ein mehr oder minder starkes Empfinden moralischen Unbehagens auslaufen muß. Der Ausgang in den Wahlverwandtschaften erleichtert nicht das Gemüt des Lesers, sondern bedrückt es: und solches geschieht, weil in diesem Roman die Menschen an der Leidenschaft nur kranken, doch nicht in ihr handeln. Starke Naturen hätten entweder ihrer ungehörigen Liebe entsagt, oder ihrer Leidenschaft nach dem Besitze des geliebten Gegenstandes Zaum und Zügel schießen lassen: da nichts von dem Angeführten hier geschieht, so bleiben nur noch die Schwächlinge übrig, solche aber sind ganz ungeeignet zu Helden irgend welcher Kunstart. Sieht man freilich von diesem Hauptfehler in dem Kunstorganismus der Dichtung ab, so erscheint alles übrige eitel Gold; und sind wir erst einmal so weit über die unfruchtbare Haide der Mitte hinweggeraten, daß wir schmerzergriffen mit Ottilie und dem leblosen Kinde über der unbewegten Tiefe des waldumkränzten Gewässers schweben, so ist auch jeder kritische Zweifel in uns wie entränkt — und wir treiben weiter, bezaubert und widerstandslos hingenommen von einer steten Flut so goldig schimmernder Poesie, daß wir nichts anderes mehr fühlen, denken und ersehnen, als die Seligkeit des Genusses und die Dauer dieses wunderreichsten Augenblickes."

Annähernd ähnlich verhält es sich mit Werthers Leiden und anderen zahlreichen Romanen bis in die jüngste Gegenwart. Sie genießen zwar als Dichtungen mit Recht hohen Ruf und allseitige Anerkennung, die Fülle ihrer poetischen Schönheiten wird sie vielleicht ewig jung und frisch erscheinen lassen — aber gültige Muster des künstlerischen Romans, als eines reingestimmten Kunstwerkes, werden sie nie sein, weil sie nicht imstande sind, seelisch reine und reinigende Wirkungen hervorzubringen.

Allerdings bilden sie bei weitem die Mehrzahl und werden sie wohl immer bilden. Um so mehr muß eine nach streng künstlerischen Gesichtspunkten urteilende Kritik darauf bedacht sein, einer jeden künstlerischen Begriffsverwirrung auf diesem Gebiet zu steuern, indem sie den Begriff des Kunstwerkes rein erhält und immer wieder betont, daß in Bezug auf dichterische Schöpfungen poetisch schön und künstlerisch vollendet nicht das Gleiche bedeuten, da etwas dichterisch sehr schön und künstlerisch doch nicht vollendet sein kann. Denn nicht nur in der Tageskritik, sondern auch oft in Litteraturwerken herrscht in dieser Hinsicht ein sehr bedenklicher Mangel an Ideenklarheit.

Ein Kunstwerk, das allen Bedingungen eines solchen genügt, kann natur- und begriffsgemäß, wie aus dem hier Angeführten her-

vorgeht, auch niemals unsittlich wirken, was man z. B. von gewissen hochvollendeten dichterischen Schöpfungen, die den Forderungen absoluter Kunst widersprechen, nicht behaupten kann.

Aber indem wir zugeben, daß künstlerisch vollwertige Romane, die tragischer oder hedonischer Natur sein können, nur äußerst selten sind, und daß der Roman höchsten Stils vielleicht noch der Zukunft angehört, müssen wir billigerweise versuchen, einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus wir auch der in Schwung befindlichen besseren Romangattung gerecht werden können. Denn von diesem höchsten Standpunkte aus, der hier nur der begrifflichen Klarstellung halber angedeutet werden mußte, werden wir niemals an die allgemeine Romanproduktion herantreten können, ohne mit einemmal alles über den Haufen zu werfen.

Um zu diesem Standpunkt zu gelangen, vergegenwärtigen wir uns einmal, was den Inhalt dieser meisten Romane ausmacht. Ob wir die Beispiele aus der nationalen oder aus der Weltlitteratur wählen, am meisten sind es gesellschaftliche Zustände vergangener oder gegenwärtiger Zeit, in denen sich die vom Dichter, sei es zur Darstellung einer Idee, sei es in bestimmter Problemabsicht, sei es zur Beschäftigung der müßigen Phantasie erfundenen Begebenheiten abspielen. Die Begebenheiten, das Milieu, die Charaktere, die Verwicklungen, ja nicht selten sogar die Konflikte der Leidenschaft mit der Konvention wurzeln zumeist so tief in vorübergehenden sozialen Zuständen, daß ihr Verständnis mit dem Verständnis dieser vielfach erst anfängt und meist auch aufhört. Schon nach einigen Jahrzehnten beginnt die innere, eigentlich menschliche Teilnahme daran zu erlöschen, und der ganze Wert, den die meisten derartigen, in Litteraturkompendien aufgezählten Romane für die Nachwelt besitzen, besteht in den darin wiedergespiegelten, nur dem Kulturhistoriker wertvollen Sitten- und Gesellschaftszuständen einer gewissen Zeit. Es sind also Sittenbilder, die sich der Form der Erzählung bedienend, die verschiedenartigsten Begebenheiten, Gesinnungen und Zustände schildern und durch geschickte Verknüpfung mehrerer parallel oder durcheinander laufenden Geschehnisse sowie kunstvoll berechnete Spannung, mit anderen Worten durch eine wohlausgeklügelte Fabel sich zu einem äußerlichen Ganzen abrunden. Mit diesem Sitten- oder Zeitbild, das zumeist von dem planvollen Handeln eines sich leidenschaftlich bethätigenden Charakters nichts weiß, steht dann allerdings jene Grundforderung aller Kunst in unlösbarem Widerspruch, nach welcher sich der Künstler in der Beschränkung als Meister zeigen soll.

Aber nichtsdestoweniger setzt auch ein solches Sittenbild, sofern es im Rahmen der geschilderten Zustände schöne Menschlichkeit, — wie Goethe sagt, darstellt, dichterisches Können voraus, und es wäre ganz und gar lächerlich, wollte man behaupten, daß Werke dieser Art mit der Poesie und Kunst nichts gemein hätten. Denn wer anders wäre imstande, die mannigfachen Erscheinungen des Lebens in frei erfundenen Gestalten so lebensmächtig und sinnlich wirksam darzustellen, den Gefühlen und Leidenschaften eine so beredte und unmittelbare Sprache zu leihen, die Verirrungen des Herzens so bis in die letzten Konsequenzen zu schildern und jede Seelenregung klar zu legen, wenn nicht eben der Dichter! Oder setzt es nicht großen künstlerischen Verstand, tiefes dichterisches Empfinden voraus, die Begebenheiten planvoll und auf ein Ziel hin zu gruppieren, das Wesentliche zur Hervorbringung eines künstlerischen Eindrucks von dem von allen Seiten herandrängenden Nebensächlichen zu scheiden, die Schilderung der äußeren Scenerie, wie z. B. der Landschaft mit der jeweiligen Stimmung des Ganzen in einen gewissen inneren, seelischen Zusammenhang zu bringen und so jenes geheimnisvolle Etwas zu erzeugen, das wir als poetischen Duft zu bezeichnen pflegen?

Nur der Künstler verfügt über jene plastische Kraft in der Menschenbildung, wie wir sie auch vom Romanschriftsteller fordern, denn ohne diese Kraft — eine angeborene Fähigkeit — würde auch die trefflichste Fabel, der geistvollste Dialog, die schwungvollste Schilderung nicht vermögen, dem Werk die Weihe des Lebens und der inneren Wahrheit zu geben. Und dann die Objektivität! Wie schwer wird es nicht gerade dem Romanschriftsteller, der episch gestalten soll, was ihn im schnellsten Wirbel umkreist, objektiv zu bleiben! Und doch fordern wir dies sogar bei dem mittelmäßigen Roman und werden selbst dem besten die Palme nicht zuerkennen, wenn er in diesem Punkte, aus was immer für einem Grunde und wäre er der edelste, gegen die Forderung der Objektivität verstößt! Auch hier kann eben nur die Feinfühligkeit des künstlerischen Sinnes und die dichterische Fähigkeit, sich in die mannigfachsten Zustände und Stimmungen zu versetzen, den Gestaltenden vor der ewig lauernden Gefahr behüten, in der Vorliebe für die eine oder andere seiner Personen hinter diesen auch einmal selbst herauszutreten und, sei es in Form einer moralischen Nutzanwendung (wie dies Coloma bedauerlicherweise in seinen sonst bewundernswerten Lappalien einigemale thut), sei es in Form irgend einer Urteilsäußerung, sich in den Gang der Dinge einzumischen.

All dies und noch manches andere, wie z. B. die Führung eines den verschiedenen Charakteren sich individuell anpassenden Dialogs,

die glückliche Wahl dichterischer Bilder, berechtigen uns jedenfalls auch in dem Romanschriftsteller der zweiten Gattung zum mindesten den „Halbbruder des Dichters" zu erblicken und sein Schaffen mit der gleich ehrfürchtigen Bewunderung zu umgeben, die wir dem Dichter und Herzenskünder wie überhaupt jedem wirklichen Künstler zu zollen bereit sind.

Die in gewissem Sinne klassischen Vorbilder dieses als Zeit- oder Sittenbild zu charakterisierenden Romans mögen wir u. a. erblicken im „Wilhelm Meister", in gewissen Romanen Walter Scotts (z. B. in Ivanhoe), in den Werken der George Eliot, (von denen eines der bedeutendsten den sehr treffenden Untertitel „Szenen aus dem Leben der Provinz" trägt), sowie in den belletristischen Prosaschöpfungen des deutschen Walter Scott, Willibald Alexis.

Auch das Zeitbild hat sich im Aufbau gewissen künstlerischen Gesetzen zu unterwerfen und strengste Objektivität zu beachten. Sein Inhalt sind Begebenheiten. Seine Fabel, in künstlerischem Geist ersonnen, baut sich zumeist auf Intriguen auf. Es kann von großem, dichterischen und litterarischen Werte sein, eigentlichen Kunstwert besitzt es naturgemäß nicht. Dem „sinnvollen Schauspiele der dramatischen Kunst" stellt daher Mauerhof in der epischen Dichtung das Zeitbild gegenüber.

In der neuzeitlichen Romanlitteratur besitzt das Zeitbild nicht allzuviel vollkommene Muster. Außer den bereits genannten, kann man ihnen allenfalls noch zurechnen mehrere dichterisch und litterarisch ungleichwertige Romane von Gutzkow, Freitag, Auerbach, Meyer, Keller, Heyse, Balzac, Zola, Daudet, Turgenjeff, Tolstoj, Dostojewskij, Manzoni, Sienkiewicz, Coloma u. a.

Keinerlei künstlerisch-dichterische Berechtigung besitzt der sogenannte naturalistische Anklageroman, sowie der psychologisch-experimentelle und analytische Roman der Franzosen. Und wie dieser, so ist auch der bloße Unterhaltungs- oder Belehrungsroman von dem dichterischen Zeitbild, das „durch einen einzelnen Griff in die Zeit" gewonnen wird, wesensverschieden. Denn mögen sich die Gelehrten und Schriftsteller zur gefälligen Erörterung wissenschaftlicher Theorien, zur Schilderung gesellschaftlicher Zustände oder zur Behandlung psychologischer Zeitprobleme auch der anmutigen Form des Dichters bedienen, um damit weitere Kreise anzulocken, was ihnen kein Vernünftiger wehren kann, niemals doch wird dieser romanhafte Aufputz ihren Werken die Weihe der Poesie geben. Diese Art von Romanen bildet allerdings zusammen mit jener anderen, die im Grunde nur breit ausgesponnene Erzählung ist,

die große Masse der unter dem Stichwort Roman die Belletristik beherrschenden Litteraturgattung[1]).

Auf katholischer Seite hat vorwiegend der Tendenzroman seine Ausbildung erhalten. Er hat keinen künstlerischen und in den meisten Fällen auch keinen dichterischen noch litterarischen Wert. Wie sehr sich seine Wirkungen von der Ruhe, dem seelischen Gleichgewicht des ästhetischen Betrachtens unterscheiden, geht schon daraus hervor, daß er mit seinen Tendenzstacheln Gefühle aufjagt, die sich nach außen entladen, bethätigen möchten und den Leser daher in eine gewisse Unruhe und Aufgeregtheit versetzen. Prof. Joh. Volkelt sagt in dieser Beziehung sehr zutreffend: „Es gibt nichts Gespannteres, Vorwärtsdrängenderes, mehr aus dem Gleichgewicht Bringendes als die Jagd des Begehrens und Wollens. Jeder Wunsch, jeder Vorsatz und Entschluß ist ein Hinausstreben, ein Nichtgenughaben . . . Ist daher in unserm Gemüt die Tendenz des Verwirklichens in jeder Form zum Schweigen gebracht, so ist damit ein Zustand der Stille und Spannungslosigkeit eingetreten, durch den sich das ästhetische Verhalten sehr bestimmt von dem Alltagsgetriebe unseres Ich abhebt . . Wenn wir mit künstlerischen Augen sehen, so schweigen unsere individuellen Triebe und Interessen, unsere Befürchtungen und Hoffnungen, unsere Pläne, Schicksale und Thaten. Das private, mit bestimmten Einzelschicksalen belastete, von Rücksichten für sein Wohl erfüllte Ich befindet sich nicht in Mitschwingung. . . . Das ist der Segen der ästhetischen Stimmung, daß wir unser leidiges liebes Ich für eine Weile los werden, daß wir uns von dem Druck und der Schwüle, von dem Getriebe und Gehaste, das von jedem Ich unzertrennlich ist, entlastet fühlen." (Ästhetische Zeitfragen, München 1895, S. 30 ff.)

Unter den katholischen Tendenzromanen deutscher Sprache haben vielleicht nur diejenigen der Hahn-Hahn auf eine litterarische Würdigung Anspruch. Der litterarisch gebildete Katholik wird daher auch diese Romane der Hahn-Hahn noch immer vielleicht mit einigem teilnehmenden Interesse lesen. Aber dies Interesse ist doch nicht das gleiche, das man einem Roman entgegenzubringen pflegt, bei dem künstlerische Absichten maßgebend gewesen sind. Daß diese bei den Romanen der mecklenburgischen Gräfin zu keiner Zeit und am wenigsten in ihrer letzten Periode in erster Linie standen, kann nicht bestritten werden. Eine jede Seite z. B. von „Maria Regina"

---

1) Auch Gustav Freitag kam nach Vollendung seiner „Ahnen" zu der Erkenntnis, daß die Schilderung politischer, religiöser und sozialer Ideen „kaum als eine würdige Aufgabe der Dichtung" angesehen werden könne, und mit Recht nennt er derartige Romane „Demimonde im Reiche der Poesie".

sagt aus, wohin ihres Herzens Sehnsucht zielt. Es ist die religiöse Tendenz einer gläubigen, gottinnigen Seele, die das Buch durchzieht. Wir vergessen oder übersehen bei der Lektüre absichtlich schon bald, daß wir in dem Roman Kunstwert suchten, und unsere ganze Aufmerksamkeit konzentriert sich auf die Art, wie hier eine hochbedeutende, geistvolle Frau, nachdem sie den Glauben wieder gefunden, die ihr geläufige Form des Romans benutzt, um ihrem religiösen Eifer damit zu genügen, sowie sie früher ihren Weltsinn darin ausgelebt hatte. Nicht die Psychologie, die sie in ihren Gestalten entwickelt, fesselt uns, sondern das psychologische Verhältnis der Autorin zu ihrem Buch. Und dann verfügt die Hahn-Hahn über eine so geistvolle, männliche, flotte Feder und entfaltet mitunter eine so feine dialektische Gewandtheit zugleich mit hinreißendem Schwung in der Schilderung religiöser Entzückungen, daß es nur begreiflich ist, wenn ein in litterarischer Kritik nicht geübter, geschweige denn begriffsfester Leser über das viele Schöne und Gute mit Recht so entzückt ist, daß man ihm gar nicht klar machen kann, es könne etwas sehr schön und ansprechend und lobenswert und weiß der Himmel was alles sein und doch keinen Anspruch auf Kunstwert besitzen. Ja ein solcher Leser wird sich ob einer derartigen Bemerkung förmlich beleidigt fühlen und schließlich in seinem Unwillen denken, diese ganze Forderung von Kunstwert und künstlerischer Art sei ein leeres Gerede, bei dem sich jeder etwas anderes denke.

Ueber diesem Laienverständnis in litterarischen Kunstfragen sollte indeß ein professioneller Litterarhistoriker, der Anspruch auf Beachtung macht, erhaben stehen. Wie wenig dies jedoch immer der Fall ist, ersehen wir aus der schier unbegreiflichen, auch in der neuesten Auflage seiner Litteraturgeschichte stehengebliebenen Behauptung Lindemanns, daß die Hahn-Hahn „erstmals den religiösen Roman zum ästhetischen Kunstwerk erhoben" habe, eine Ungereimtheit, die ihm Brugier in seiner kompilierten Geschichte der deutschen Nationallitteratur (8. Aufl. 1888) ohne den geringsten Skrupel nachredet. Solche Urteile lassen auf kein besonderes Verständnis der wirklichen Aufgaben der epischen Prosadichtung schließen und erklären es auch, warum der Tendenzroman, (der, wohlgemerkt, nicht gleichbedeutend ist mit dem religiösen Roman) in der Schätzung vieler Katholiken immer noch nicht die ihm gebührende, litterarisch sehr untergeordnete Stellung einnimmt.

Die gewöhnliche Frage, mit welcher man dem Verteidiger des Romans an den Kragen zu gehen pflegt, ist die, welchen Zweck der Roman und seine Lektüre wohl hätten. Den historischen oder

auch kulturhistorischen Roman lasse man sich am Ende noch gefallen, denn der vermittle, wenn er entsprechend geschrieben sei, allenfalls Kenntnisse und Bildung. Was aber der Zeit- und Phantasieroman?

Auf diese leider weitverbreitete Philistermeinung ist zu erwidern:

Der Roman, wie überhaupt jedes Kunstwerk hat seiner inneren Natur nach mit der Vermittlung von Kenntnissen und Bildung, kurz mit Lehrzwecken nicht das Geringste zu thun. Als Kunstwerk wird er den Genießenden seelisch befriedigen, als Zeitbild oder dichterische Lebensschilderung durch Vorführung des Schönen, Menschlich-Bedeutungsvollen, Zweckmäßigen, Großen und Guten Lebenskunst oder praktische Lebensweisheit lehren, d. h. indem er das Leben kennen lehrt, zu seiner Beherrschung beitragen. Insofern steht er, wie alle Kunst, im Dienst des höchsten Gedankens, trägt er zur Veredlung des Menschengeschlechtes bei, auch ohne daß der Dichter eine greifbare Tendenz darin verfolgt und uns Wahrheiten beweisen will. Ein Roman, der belehren, erörtern, beweisen oder bessern will, hat auf rein künstlerische, ästhetische Würdigung keinen Anspruch. Doch kann er begreiflicherweise nach der Seite des von ihm Erstrebten ganz bedeutenden Einfluß auf seine Leser gewinnen und ein Mittel ebenso der sittlichen Korruption, wie auch der ethischen Läuterung und Besserung der Menschen werden.

In Bezug auf eine bedingte Zulässigkeit, z. B. moralischer Tendenzen in der Dichtkunst sagt daher der Ästhetiker Professor Johannes Volkelt mit zu billigender Konnivenz: „Es können Zeitumstände eintreten, die bis zu einem gewissen Grade rechtfertigen, wenn die Künstler in ihren Schöpfungen mit Tendenz moralisch zu wirken suchen und die Dichtung zu einer Stellvertreterin der moralischen und religiösen Beredtsamkeit werden lassen. Es gibt Zeiten — und die unsrige ist von dieser Art — wo Religion und Kirche für sehr viele aufgehört haben, eine moralisch wirksame Macht zu sein, und wo auch Bücher, die moralische Betrachtungen zum Inhalt haben, wenig gelesen werden, und wo Vereine zur Pflege und Erneuerung des Moralischen noch kaum vorhanden sind. Wenn in einer solchen Zeit nun auch noch die Einflüsse der Erziehung, der Bildung, des Umgangs zum nicht kleinen Teil von moralisch erschlaffender Art sind, so kann insbesondere der Dichter es als seine Pflicht ansehen, durch sein weithinhallendes Wort, namentlich von der Bühne aus, zu edlerer, freierer Sittlichkeit aufzurufen. Ich gestehe dies, wie gesagt, den moralischen Dichtern der Gegenwart gerne zu, nur bleibt es dabei, daß derartige Dichtungen nur eine unreine, gemischte Wirkung hervorbringen. Es

sind Mitteldinge von künstlerischen und moralisierenden Erzeugnissen, und der Anspruch ihrer Verfasser, reine Kunstschöpfungen hervorgebracht zu haben, ist unhaltbar." (Ästhetische Zeitfragen, München 1895, S. 44 ff.)

Was oben vom Roman gesagt wurde, gilt auch für die Novelle, soweit sie auf litterarischen Wert Anspruch erhebt. Ja sie stellt nach einzelnen Seiten an das künstlerische Können des Autors sogar höhere Anforderungen als der Roman, indem sie neben dem rascheren Fortschritt der Handlung und der strafferen Komposition eine sicherere und feinere Charakteristik der Personen verlangt, die in wenigen Situationen zum Ausdruck kommen muß. Die Novelle gleicht dem dramatischen Einakter, in welchem die Handlung in raschem Zuge durch die Charaktere zur Darstellung kommt. Da sich die Novelle nur auf eine einzige That beschränkt, so darf auch, wie Mauerhof wohl bemerkt, „die geschilderte That nie eine andere als die einer schönen Leidenschaft sein, soll sie ihren Zweck erfüllen". Wie geringwertig die meisten Leistungen auf diesem Gebiete sind, zeigen namentlich die Feuilletons der Zeitungen und der Unterhaltungsblätter, in denen oft die einfältigsten, nur eine einzelne Begebenheit, ein Erlebnis zum Inhalt habenden Erzählungen als Novellen figurieren.

III.

Unsere Autoren.

Wenn wir es versuchen, uns über den gegenwärtigen Stand der höheren katholischen Unterhaltungslitteratur einen Überblick zu verschaffen, so wird uns sofort die sehr bedenkliche Thatsache auffallen, daß wir fast keine männlichen Autoren haben. Zu nennen sind eigentlich nur: Anton Schott, Ad. Jos. Cüppers und H. Hansjakob. Der Jesuit J. Spillmann und der Abenteurer Karl May kommen hier wohl nicht in Betracht. Sie sind ihrer ganzen der Erzählung angehörenden Art nach Jugendschriftsteller und stehen daher außerhalb der Grenzen unserer Broschüre. Selbst Hansjakob gehört wohl kaum so recht hierher. Ich habe ihn genannt, weil er einige Abstecher in's Gebiet der Novellistik gemacht hat; aber keines seiner derartigen Werke kommt über die Skizze hinaus. Doch ist immerhin Eigenart darin, und insofern glaubte ich ihn wenigstens aufführen zu müssen.

Es bleiben genau genommen also Summa Summarum zwei männliche Autoren, die sich das Gebiet des Romans und der Novelle für ihr litterarisches Schaffen ausersehen haben, und auch diese beiden stehen mehr oder minder noch im Anfang, sodaß sich über ihre weitere Entwickelung noch nicht viel vorhersagen läßt[1]).

Und nun die Frauen! Ich habe meine Auswahl unter denen, die da im Heiligtum der Litteratur ihre Tinte verspritzen, auf zwölf be-

1) Anton Schott schildert vorwiegend das Leben seiner böhmischen Heimat. Seine Art zeichnet sich durch herbe Einfachheit und schlicht poetische Auffassung der Natur und ihrer bäurisch-kraftvollen Menschen darin aus. Er kann, wenn er sich nicht durch hastige Produktion schädigt, noch sehr Erfreuliches leisten.

Das Gleiche, und in Rücksicht auf seinen weiteren Stoffkreis vielleicht in noch höherem Maße, gilt von Ad. Jos. Cüppers, der mit künstlerischen Absichten an seine Vorwürfe herantritt und z. B. in dem Roman „Im Banne der Wiedertäufer" das Streben bekundet, eine künstlerische Idee in geschlossener Handlung objektiv zur Darstellung zu bringen. Der Roman zeichnet sich dadurch vor vielen anderen hochgepriesenen Romanschöpfungen auf katholischer Seite vorteilhaft aus.

schränkt. Das macht sechs weibliche Federn auf eine männliche. Hier sind sie: Brackel, Herbert, Jüngst, Neidegg, Goldegg, Ludolf, Haupt, Lilien, Jakoby, Pütz, Lingen und Veldenz. Nach dem litterarischen Wert der Leistungen, resp. nach dem wirklichen schriftstellerlichen Talent, das darin zur Erscheinung kommt, hätte ich mich füglich auf die fünf ersten Namen beschränken können. Aber ich wollte ja eben numerisch darthun, welch ungeheures Übergewicht die Frauen in unserer Belletristik haben, und das ist in dem Verhältnis der beiden Zahlen ziemlich richtig ausgedrückt. Die Zahl der weiblichen Autoren ließe sich natürlich noch vermehren, dann müßte man jedoch billigerweise wieder einige Namen männlicher Schriftsteller, die sich irgend einmal mit einem Novellen- oder Erzählungstitel in Verbindung gebracht haben, gleichfalls hierhersetzen, und das hätte doch keinen Sinn [1]).

Aber noch mehr. Die schriftstellernden Damen beherrschen die katholische Prosadichtung nicht nur durch die größere Masse der Produktion, sondern auch geistig. In der Nr. 213 der Kölnischen Volkszeitung vom Jahre 1895 heißt es: „Seitdem die Freiin von Brackel schweigt, fehlt der führende deutsche katholische Romancier.“ Da haben wir es klar und deutlich. Inzwischen hat die Brackel gesprochen. In den drei Jahren aber hat sich niemand gefunden, ihr die „Führung“ streitig zu machen. So ist es also heute wahrer denn je, was vor Jahren schon der männliche Weber mit tiefem Ergrimmen geschrieben:

> Den Büchertisch besorgen die Weiber,
> Und Staatskunst lehren die Zeitungsschreiber,
> . . . .
> Was wird das? — Schlage das Wetter drein!
> Das ist eine Welt vor Schmerz zu schrei'n . . .

Nun ist es allerdings richtig, Webers Zornlied hatte nicht das bezeichnete Mißverhältnis auf katholischer Seite allein, sondern die allgemeinen Zustände, das scharenmäßige Eindringen der Weiber in die Litteratur überhaupt im Auge, und es liegt nahe, den Vorwurf auf unserer Seite damit abzuweisen, daß man sich auf die litterarische Weiberherrschaft im allgemeinen beruft.

---

1) Diese Broschüre war bereits druckfertig, als der Roman „Die Fremden“ erschien, mit dem der Kustos an der kunsthistorischen Sammlung in Wien und der Verfasser der dramatischen Trilogie „Der Tiroler Freiheitskampf“, Dr. Karl Domanig, sich auch auf dem Gebiet des Romans versucht hat. Das beregte Mißverhältnis zwischen männlichen und weiblichen Autoren wird jedoch damit leider nicht beseitigt. Ich konstatiere das Erscheinen des Buches der Vollständigkeit halber und ohne jegliches Urteil.

Die Thatsache der Überflutung des Büchermarktes mit weiblicher Ware ist nicht zu leugnen. Nur wenige Länder leiden an diesem Übelstand in gleichem Maße wie Deutschland. Sogar das dem Feminismus stark verfallene Frankreich weist in dieser Hinsicht leidlich normale Verhältnisse auf. Aber das numerische Mißverhältnis zwischen weiblichen und männlichen Autoren ist auf der andern Seite doch keineswegs so schreiend, wie seit mehreren Jahren in der katholischen deutschen Belletristik. Für sie gilt daher auch in besonderem Maße, was der dem Frauenroman nicht unfreundlich gegenüberstehende Hellmuth Mielke allgemein sagt: „Es ist ein hartes Urteil, aber es bleibt eine Wahrheit, daß der große Umfang der weiblichen Schriftstellerei das Interesse der Männerwelt für die Litteratur vermindert und geschwächt hat.“ (Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. 2. Aufl. 1897. S. 273.) Tonangebend in der Litteratur sind selbst in den Zeiten der seligen Marlitt die Frauen auf der Gegenseite nie geworden, sie haben immer nur mitgemacht, nicht geführt. Mag ihre Zahl daher im übrigen sein wie sie wolle — diese Thatsache wäre allein imstande, selbst ein numerisches Übergewicht auf der Gegenseite auszugleichen.

Doch kommen wir zu den Werken! Sie geben schließlich ja allein den Ausschlag, und es würde, sofern sie höheren Ansprüchen genügten, wenig zu sagen haben, ob ein Mann oder eine Frau die Urheberin ist. Im allgemeinen wird es in Bezug auf die weiblichen Autoren mit dem Wort Rousseaus eben seine Richtigkeit haben: „Nicht Einem Weibe, aber den Weibern spreche ich die Talente der Männer ab.“ —

* * *

Nach der Seite des buchhändlerischen Erfolges steht die Freiin von Brackel sicher an erster Stelle. Die Stärke des Talentes teilt sie mit M. Herbert. Beide beherrschen die Technik in leichter Weise, eine anerkennenswerte stilistische Gewandtheit verbindet sich bei ihnen mit einem sicheren Blick für das Bedeutsame eines geschilderten Vorganges. Auch das leidige Reflektieren, eine Ingredienz der meisten Frauenromane, haben sie gemeinsam. In der Kompositionsgewandtheit erreicht M. Herbert ihre adelige Berufsschwester jedoch nicht, an intimen und modernen Seelenbildern hingegen ist sie ihr jedenfalls überlegen, wie sie überhaupt, insbesondere in Rücksicht auf einige ihrer Novellen diejenige katholische Schriftstellerin genannt

werden muß, welche es noch am meisten[1]) versucht hat, dem modernen Empfinden in ihrem Schaffen Raum zu verstatten. Dafür ist ihr Feld räumlich begrenzter, die Architektur ihrer Romane nicht so großlinig, ihr Gedankenleben nicht so reich wie bei der Brackel.

---

1) Dieser Superlativ ist nicht ganz richtig. Die es am meisten versucht und auch verstanden hat, dem modernen Geistesleben vom katholischen Standpunkt aus als Romandichterin nahezutreten, ist die Österreicherin Emilie Mataja, die unter dem Pseudonym Emil Marriot schreibt. Sie ist zweifellos die geistig hervorragendste unter den katholischen Schriftstellerinnen der Gegenwart. Aber es sollte mich wundern, wenn sie in den litteraturkonsumierenden oder litteraturpflegenden Kreisen, welche hier in Betracht kommen, selbst nur dem Namen nach zur Hälfte so bekannt wäre, wie es etwa die Brackel in ihrem litterarischen Schaffen ist. Nach der ganzen engherzigen, kleinlichen und litterarisch rückständigen Richtung, wie sie z. B. bei uns den Ton angibt, ist es ausgeschlossen, daß eine derartige Schriftstellerin anders als durch persönlichen Hinweis, oder durch die Anerkennung in akatholischen Blättern in gebildeten katholischen Kreisen bekannt wird. Und doch sind von dieser Dame bis heute nicht weniger als 10 umfangreiche Bände erschienen, von denen „Der geistliche Tod" fünf Auflagen erlebte. Nur das von Dr. Schnürer vorzüglich geleitete Österreichische Litteraturblatt der Leo-Gesellschaft hatte gleichsam den Mut über ihre Werke unbefangen und ohne die berühmten Vorsichts- und Warnungsklauseln für die Kinderstube zu urteilen. Im Übrigen wird sie totgeschwiegen. Keiter, der über katholische Erzähler schrieb und einen katholischen Litteraturkalender herausgibt, scheint von ihr nichts zu wissen, oder, da dies kaum anzunehmen ist, nichts wissen zu wollen. Denn sogar in dem Litteraturkalender von 1897 finden wir nur einen Verwandten, meines Wissens ihren Bruder, Ministerialrat Dr. Victor Mataja, aufgeführt, wohingegen Kürschner ihren Namen mit einem † versieht, was bekanntlich nur bei solchen Autoren geschieht, die sich selbst auf dem Fragebogen als nach ihrer litterarischen Richtung katholisch bezeichnen. Merkwürdigerweise fehlt ihr Name aber auch in der Keiter'schen Anklageschrift „Konfessionelle Brunnenvergiftung" Bei den Gesichtspunkten, unter denen die Zusammenstellung des Beweismaterials in dieser verdienstvollen Schrift erfolgte, hätten sicherlich auch in einzelnen Romanen und Novellen Marriots Beiträge gefunden werden können. Warum wurde sie übergangen? —

Angesichts dieser Thatsachen ist es jedenfalls interessant zu erfahren, wie man auf nicht-katholischer Seite über Emil Marriot urteilt. Der bekannte Schriftsteller Ernst Brausewetter schreibt in Nr. 2849 der Leipziger illustrierten Zeitung von 1898 S. 133 folgendes:

„Österreich ist ein streng katholisches Land, und daher konnte dort eine Dichterin wie Emilie Mataja (Pseudonym Emil Marriot) erstehen. Sie ist insofern eine religiöse Dichterin, als ihr der Gottesglaube der Maßstab ist, an dem sie die Gesellschaft und die Menschen mißt. Einer satirischen Schilderung der glaubenslosen „modernen" Gesellschaft stellt sie tiefgläubige Menschen gegenüber, deren Leben sich auf der Entsagung aufbaut, und die sie mit verklärendem Glanz überstrahlt, denn nach ihrer Meinung entwickelt der Atheismus in den Menschen den Egoismus, die Geldgier und Genußsucht, nur Gläubige sind entsagungsfähig, nur bei ihnen findet sich die höchste Herzensblüte: der Familiensinn. Die Kirche

Als das Hauptwerk dieser letzteren gilt der Roman „Daniella“. Es ist eine gut erfundene und geschickt aufgebaute Geschichte mit weitem Hintergrund, in der mit sittlichem Ernst und mit nach geistiger Vertiefung strebender Auffassung ein bedeutsamer Konflikt behandelt wird. Worin jedoch das diesem Roman stereotyp nachgeredete Männliche liegen soll, kann ich nicht finden. Daß es Männer gibt, die so schreiben und vielleicht noch viel frauenhafter, wer wollte das leugnen? Aber das Interesse für all die kleinen Einzelheiten des gesellschaftlichen Daseins, die geistreiche Form des hin und wieder sehr nach Buchphrasen klingenden Dialogs, die äußerliche Charakteristik der Männer und nicht zuletzt die Redseligkeit in Bezug auf Dinge, die den nach Fortentwicklung der Begebenheiten hungrigen Leser gar nicht interessieren: das sind doch so kennzeichnende Eigentümlichkeiten des Frauenromans, daß es nicht schwer hielt, auch unter einem männlichen Decknamen sofort die Frau zu erraten. „Sicher bedeutet es etwas,“ meint H. Keiter mit Bezug auf die Freiin von Brackel, „wenn eine Dame von ‚abfällig‘ werden bei Kommersen, von ‚an-

und das Priesterthum nehmen einen breiten Platz in ihren Werken ein, sie preist den „Wunderbau“, die „Macht und Ewigkeit“ der ersteren, entrollt ein Bild des opferreichen Lebens der Priester, zeigt, daß nur Charaktere von ganz seltener Größe diesem Beruf gewachsen sind, und ironisiert viele der Beschuldigungen, die gegen das Priestertum erhoben werden. Besonders schwer erscheint der Dichterin, das, wie sie meint, für die Kirche notwendige, von den Priestern geforderte Verzicht auf das Familienleben, und sie erbaut auf ihm in ihren Werken die schwersten Konflikte. Neuerdings hat sie sich auch psychologischen Problemen aus dem Eheleben zugewandt, indem sie die Verletzung der Seelenkeuschheit des jungen Mädchens durch die sinnliche Besitzgierde des Mannes zu enthüllen sucht. In ihrer Technik ist sie Realistin und Psychologin. Ihre Ideen ergeben sich aus der Charakterisierung der Personen und ihrer Lebensschicksale und werden nicht als Theorien aufgestellt.“

Natürlich sind nicht alle Werke der Marriot für Familienzeitschriften geschrieben. Aber dürfen Familienzeitschriften überhaupt maßgebend sein für das, was einem katholischen Autor vom Standpunkt einer höheren Belletristik für Erwachsene erlaubt sein soll? Dann dürfte Vieles im Bereich der Kunst nicht existieren, auf das wir doch als Katholiken mit Recht stolz sind. Ich bemerke übrigens, daß ich persönlich weit entfernt bin, mich für die Marriotschen Romane litterarisch zu begeistern. Sie sind viel zu viel Problemdichtungen mit polemisch-satirischen Hintergedanken, als daß sie künstlerisch reine Wirkungen hervorbringen könnten. Auch wirkt die Starkgeistigkeit, mit der sie besonders in ihren zwei letzten Romanen „Seine Gottheit“ und „Auferstehung“ an das brutale Leben herantritt, geradezu peinlich und abstoßend. Aber wer weiß, ob die begabte Autorin auf solche Wege geraten wäre, wenn eine verständige Kritik derjenigen Kreise, denen sie nach ihrem Bekenntnis angehört, ihren Einfluß auf ihr Schaffen geltend gemacht hätte, statt diesen Einfluß z. T. Zeitschriften, wie der „Gesellschaft“ zu überlassen. —

schlängeln' an diese und jene Person spricht." Was das bedeuten sollte, wüßte ich nicht. Die Dame brauchte nur etwa einen Bruder Studiosus zu haben, der seinen Kneipen-Jargon auch außer der Kneipe redet und allenfalls seine Schwester einigemal zu Fest- oder Ehrenkommersen mitnimmt, und sie wird, wenn sie überhaupt beobachten und schildern kann, ihrer Schilderung schon die richtige Couleur geben. Solche Nebensächlichkeiten scheinen also die Kriterien zu sein, nach denen man einem Autor die Prädikate männlich oder weiblich zumißt.

In Bezug auf den Roman „Daniella" äußert sich der gleiche Kritiker in seinem Buch „Katholische Erzähler der neuesten Zeit": „Mit diesem Romane hat Ferdinande von Brackel die katholische Belletristik in Deutschland auf eine Stufe gebracht, wie sie bis dahin vom Kühnsten nicht geträumt werden konnte." Keiter, der ein sehr belesener Mann ist, muß das wissen. Aber ist sein Eingeständnis angesichts der vorliegenden Leistung nicht in gewissem Sinn ein großartiges Armutszeugnis für die litterarischen Ansprüche auf katholischer Seite? „Daniella" ist sicher ein Werk, das in der Frauenlitteratur den Durchschnitt hinter sich läßt und schriftstellerische Vorzüge besitzt, aber es ist nicht ein Leichtes, ihm von den Frauenromanen der Gegenseite eine ganze Reihe entgegenzustellen, die ihm schriftstellerisch mindestens ebenbürtig und in Bezug auf psychologische Feinheiten, scharfe Lebensbeobachtung, künstlerisches Maßhalten, originelle Gedanken, Ursprünglichkeit der Empfindung und lebhafte, sprühende Darstellung bei weitem überlegen sind? Und doch soll es diejenige Stufe der katholischen Belletristik darstellen, wie sie bis dahin vom Kühnsten (!) nicht geträumt (!) werden konnte (!). Brackelsche Romane sind also nahezu die Verkörperung unserer belletristischen Ideale! Wahrlich, solche Übertreibungen — und man könnte leicht eine ganze Reihe ähnlicher auch von anderer Seite hier anführen — machen es einem schwer, selbst dem Verdienst die gebührende Anerkennung zu zollen. Aber sie sollen uns nicht abhalten, den Wunsch zu hegen, daß wir mehrere Schriftstellerinnen von der Art und dem Talente der Brackel besäßen, nur vorausgesetzt, daß man ihre Hervorbringungen als das betrachtet, was sie allein sind und auch sein wollen, Familien- und Frauenlektüre.

Der jüngste Roman Ferdinande von Brackels „Im Streit der Zeit" zeigt das Talent der Verfasserin nicht nur von keiner neuen Seite, sondern im Vergleich mit „Daniella" eher im Rückschritt. Er schildert gewisse Stimmungen zur Zeit des deutsch-österreichischen und deutsch-französischen Krieges, sowie während des „Kultur-

kampfes" hauptsächlich in den Erlebnissen zweier Familien, von denen die eine dem österreichischen, die andere dem westfälischen Adel angehört. Die Aufgabe ist, so wie sie gefaßt wurde, gut gelöst, aber sie ist nicht gut, d. h. groß gefaßt. Das meiste bleibt im Genrebildhaften stecken, nirgends treten die Leidenschaften, welche die Zeit bewegten, groß, allseitig und bedeutungsvoll hervor, und dann vermißt man eine überragende Hauptfigur, in deren Entwickelungsgang sich die Rückschläge der Zeitverhältnisse kräftig und bedeutsam manifestieren. Die Hauptpersonen, in deren Geschicken wir diese Ereignisse miterleben, sind meist längstbekannte Angehörige der großen blaublütigen Brackel'schen Romanfamilie, die nur Zeit und Kostüm gewechselt haben. Die Salon- und Gesellschaftsscenen sind, wie immer bei der Brackel, am besten geraten, wogegen die Volksscenen und die Schilderung des Lebens im Hellbrinck'schen Haus als wenig gelungen bezeichnet werden müssen. Die Verfasserin ist hauptsächlich im Salon zu Hause, und in der Führung des Dialogs könnte sogar noch mancher Romanschreiber von ihr lernen. Das eigentliche Volk aber liegt ihrem Gefühlsleben fern.

Der Gefahr, ein posthumes Parteiprogramm zu den politischen und kirchenpolitischen Losungen jener Tage zu schreiben, ist sie, was den schlimmsten Sinn dieses Wortes betrifft, glücklich entgangen. Ein grober Tendenzroman ist „Im Streit der Zeit" nicht. Aber ein objektives Werk, das uns die vielfach erbitternden Ereignisse in eine gewisse dichterische Höhe und Entfernung rückt, kann der Roman ebensowenig genannt werden. Denn wiederholt macht sich die Gesinnung der Verfasserin etwas zu vordringlich breit, so besonders, wenn sie den Fortschritt des katholischen Lebens, das Aufkommen der Katholikenversammlungen u. dgl. schildert. Im großen Ganzen jedoch hat sich das westfälische Edelfräulein auch in diesem Roman wohl als eine tüchtige, geistvolle Schriftstellerin, nicht aber als eine Dichterin erwiesen. An wirklich dichterischen Scenen sind die Werke der Brackel überhaupt arm und auch ihre Naturschilderungen haben keinen besonderen Stimmungsreiz, weder Lokalkolorit noch allgemein poetische Eigenart. Vor allem aber mangelt ihr Temperament, Leidenschaft. Statt des leidenschaftlichen Menschen, der doch das Ideal aller echten Dichtkunst ist, kennt sie nur den gesellschaftlich gezähmten Bürgers- oder Adelsmann. Reine Natur findet man bei ihr nur höchst selten. Wenn daher Ferdinande von Brackel, mit größeren dichterischen, künstlerischen Maßstäben gemessen, klein und unbedeutend erscheint, so nimmt sie, mit den auf dem Gebiet des Unterhaltungs- und Familienromans thätigen Begabungen verglichen,

immerhin einen ehrenvollen Rang ein. Auch ihr neuer Roman ist eine sehr gediegene, unterhaltende und zeitgeschichtlich belehrende Lektüre, daß er aber auch dem höheren litterarischen Bedürfnis auf dem Gebiet des Romans genügen könne, kann doch nur die größte Genügsamkeit mit Ernst behaupten.

Der litterarisch gebildete deutsche Katholik, dessen Bedürfnisse über die Angebote beispielsweise des Bachemschen Verlags hinausgehen, der die deutschen Litteraturerzeugnisse der Gegenwart im allgemeinen kennt und vielleicht auch durch gewisse großartige Schöpfungen des Auslandes etwas anspruchsvoller geworden ist, wie ratlos steht er da, wenn die Frage an ihn herantritt, wo die Werke sind, in denen katholisches Geistes- und Gemütsleben den Mittelpunkt wirklich künstlerisch bedeutender, auf der Höhe der modernen Schilderungskunst, Psychologie und Technik stehender Romane bildet? Und nähme er selbst den ganz unlitterarischen und unkünstlerischen Standpunkt ein, die Form des Romans als lockendes Mittel verwendet zu sehen, um gewissen katholischen Ideen auch außerhalb der eigenen Gemeinde Vorschub zu leisten, wie man diese Absicht wohl hin und wieder bei dem Colomaschen Roman „Lappalien" voraussetzen darf, wo wären dann etwa auch die Werke, die sich kraft ihrer, ich will nur einmal sagen, schriftstellerischen Vorzüge, den Eingang auch in nichtkatholischen Kreisen erzwängen, wie es der Roman des spanischen Jesuitenpaters gethan hat, und wie es die Romane einzelner katholischer Schriftsteller Frankreichs, Italiens und Polens noch immer thun? Wir haben nichts, rein gar nichts!

Nachdem wir aber schon bei dem „führenden katholischen deutschen Romancier", der Freiin von Brackel betonen mußten, daß sie höheren litterarischen Ansprüchen auf katholischer Seite nicht genüge, so könnten wir füglich unsere weitere Umschau einstellen. Aber seit jene zitierten Urteile über sie laut geworden sind, hat eine neue katholische Schriftstellerin die litterarische Arena betreten und als neues „vielversprechendes Talent ersten Ranges" bei einer gewissen Kritik so begeisterte Aufnahme gefunden, daß wir wohl auch bei ihr und ihrem Werk billigerweise noch einige Augenblicke verweilen müssen.

Diese Schriftstellerin ist Itha von Goldegg und ihr Roman „Das Märchen vom Glück". Es ist ein Erstlingswerk mit allen Mängeln eines solchen, verdient aber nichtsdestoweniger aufmunternde Anerkennung. Denn die Dame besitzt unstreitig ein entwicklungsfähiges schriftstellerisches Talent, eine gewisse dichterische Empfindung und leidliche Beobachtungsgabe, dabei genaue Kenntnis der österreichi-

schen Gesellschaft. Künstlerisches Vermögen jedoch verrät dieser Roman nicht. Es wird darin erzählt, beschrieben, geplaudert, aber nicht gestaltet. Wir könnten daher ein längeres Verweilen bei dem Roman, der nichts weniger als ein litterarisches Ereignis genannt werden kann und als ein Produkt echt weiblicher Schreibseligkeit unsere Klage wahrlich nicht grundlos macht, ruhig unterlassen, wenn nicht gerade bei ihm die litterarische Genügsamkeit in gewissen „maßgebenden“ katholischen Kreisen wieder so recht hervorgetreten wäre. Ich greife von dem laut gewordenen „Kennerlob“ nur eine Probe heraus. Sie steht in den „Stimmen aus Maria-Laach“ und entstammt der auf litteraturgeschichtlichem Gebiete sehr verdienten Feder P. Kreitens. Darin heißt es, nachdem „die wirklich großen und seltenen Vorzüge des Goldeggschen Romans“ hervorgehoben sind, u. a.: „Mag auch die einheitlich straffe Handlung fehlen und der Roman sich mehr als ein Lebens- und Gesellschaftsbild denn als Erzählung geben — tout genre est bon, excepté l'ennuyeux, und ennuyeux ist „das Märchen vom Glück“ keineswegs. Nicht was geschieht, ist das Anziehende, Fesselnde, Packende, sondern wie es geschieht; die handelnde Person selbst interessirt uns mehr als alles. Und wieviel Personen, alle verschieden, alle ganze Menschen (!) und lebend bis in die Fingerspitzen (!) . . . . Allein die Art und Schicksale Wandas würden genügen, die Dichterin als eine unserer besten (sic!) erkennen zu lassen.... Das ‚Märchen vom Glück‘ ist kein gewöhnlicher Frauenroman; es will nicht ein paar leere Stunden totschlagen helfen, sondern zur Gewissensrechenschaft (sic!) anhalten; es ist imstande, auch ernste Männer zu fesseln . . . .“ Den Schluß der Besprechung bildet noch das Lob, daß „im allgemeinen auch die sprachliche Form auf der künstlerischen Höhe des ganzen Romans steht“.

Wer, der dies Urteil mit richtiger Wertung des gespendeten Lobes gelesen, wird nicht mit den größten Erwartungen an den Roman herantreten? Denn wenn von solcher Seite ein litterarisches Erzeugnis in solcher Weise gelobt wird, dann darf man doch wohl annehmen, daß der Kritiker von einem ernsten, unerbittlichen litterarischen, nicht von einem Schonung gebietenden Parteistandpunkt aus geurteilt hat. In diesem Fall wird der litterarisch Gebildete das Opfer einer unangenehmen Enttäuschung werden. Denn ich setze voraus, daß ein solcher bei einem auf „künstlerischer Höhe“ stehenden Roman mehr sucht, als „tiefen Lebensernst“ und „überraschend tiefe und einschneidende Gedanken“, die P. Kreiten dem Roman mit Recht nachrühmt, mehr auch als flotte Schilderung, Lebens- und Gesellschaftskenntnis, Empfindung und Begeisterung, die der Autorin nicht

abzustreiten sind. Und wenn er auch von den strengsten künstlerischen Anforderungen an Aufbau, Zweckmäßigkeit und Gleichmaß aller Teile, Objektivität in der Form absieht, so muß er bei einem solchermaßen gepriesenen Roman doch mindestens verlangen, daß der Autor nicht nur Erzählungs- und Schilderungstalent, sondern wirkliche künstlerische Gestaltungskraft habe, daß er uns durch Hervorhebung des wirklich Charakteristischen seine Personen mit einigen Strichen wenigstens annähernd vor Augen führe und sich gleichsam dadurch ein Recht erkaufe, unsere Teilnahme für deren Thun und Denken, kurz für deren innere und äußere Lebensverhältnisse in Anspruch zu nehmen. Dieses Recht aber muß ein jeder Leser, der nicht nur liest, weil die Geschichte nun einmal mit der Zeitung ins Haus kommt, oder um seine Zeit totzuschlagen, Itha von Goldegg absprechen.

„Sie war eine bedeutende Frau." Editha nämlich, Zierenbergs Gattin. Das sagt uns die Autorin, und wir müssen es auf guten Glauben hinnehmen. Zu sehen bekommt man von dieser Bedeutung weder bislang noch später etwas. Es ist echte Dilettantenmanier, seine Personen dem Leser zu empfehlen. Und auf der folgenden Seite abermals ein solches Prädikat — „du bist ja so geistreich" — ehe wir von dieser Geistreichigkeit, auf die wir durch das ganze Buch vergebens warten, auch nur die Spur bemerkt haben. Es wäre leicht, die Beispiele unkünstlerischer Charakterisierungsart zu häufen. Ein sehr drastisches ist auch der Graf Zierenberg, dessen Schatten als männliche Hauptfigur in dem Buche hin- und herschwankt. Wir hören ihn wohl weltschmerzliche Klagen im Munde führen und allerhand sentimentale Dinge behaupten, aber ein menschliches Interesse dafür könnten wir doch erst dann fühlen, wenn wir von ihm mehr wüßten, als uns die Autorin mit einigen Epithetas gesagt hat. So will Zierenberg, wie uns abermals die Autorin verrät, das „Wohl der Gesamtmenschheit" fördern. Will! Und doch haben wir bis dahin nur Salongeschwätz aus seinem Munde gehört und Bewunderungsprädikate über ihn aus dem Munde Coralies. An seinem angeblichen Elend können wir gar nicht teilnehmen, da wir nichts davon gesehen als einige tragische Posen. An den gleichen Mängeln leidet die Figur Coralies, die als eine bei aller Thätigkeit passive Heldin, eine recht gute Gestalt hätte werden können. Aber indem man ein siebzehnjähriges Mädchen über Gott und die Welt geistreich plaudern läßt und ihr allen möglichen halb weltschmerzlichen, halb religiösen Tiefsinn in den Mund legt, gibt man kein plastisches, blutvolles Bild der Person.

Technische Unbeholfenheiten sind an einem Erstlingswerk zu

rügen, bei einem Urteile über das Talent der Autorin jedoch nicht allzu hoch anzuschlagen. Aber wenn man eine Dichterin, deren Naturschilderungen in einer Reihe von Aufzählungen disparater Wahrnehmungen, in einem Aneinanderreihen kleinlicher Beobachtungen ohne verbindende Gesamtstimmung bestehen, als „eine unserer besten" bezeichnet, so ist das eben wieder ein Beweis, daß unsere litterarisch-künstlerischen Bedürfnisse nicht sonderlich hochstehen. Der Dichter wirkt nur durch das Bild, das er schafft, und zwar so, daß er unsere Phantasie nur zu weiterem anregt, nicht aber ihr vorgreift. Diese bilderzeugende Kraft aber fehlt Itha von Goldegg.

Man könnte die Ausstellungen an dem Roman in der bisherigen Weise noch reichlich vermehren und zwar merkwürdigerweise immer noch in direktem Gegensatz zu den in der genannten Zeitschrift gespendeten Lobesprädikaten. Ich denke hier speziell an den Stil, der im allgemeinen auf der „künstlerischen Höhe des ganzen Romans" stehen soll und doch auf jeder Seite beweist, daß die Autorin nicht als Künstlerin über ihrem Stoffe steht, sondern begeistert zu ihm aufschaut und daher mehr gefühlswarme Rednerin als objektive Erzählerin ist. Aber wozu diese Kritik fortsetzen! Bedauere ich doch ohnehin, durch die ungeschickten Anpreisungen des Romans veranlaßt worden zu sein, mich ihm gegenüber auf diesen Standpunkt zu stellen. Denn Itha von Goldegg besitzt unstreitig ein achtbares Talent (wenn auch nicht ersten Ranges, denn welchen Ranges sind dann die Größten?), und verdient sicherlich Aufmunterung, dieses Talent zur Beschaffung einer guten Familien- und Frauenlektüre auszubilden und zu bethätigen. Sie wird dann einen ehrenvollen Platz neben der Brackel und ähnlichen Schriftstellerinnen einnehmen und sogar vor dieser noch das Verdienst voraus haben, ihre Konflikte auch einmal auf einem Gebiete gewählt zu haben, das man bis jetzt gänzlich akatholischen Schriftstellern überlassen hat, die dann auch die auf ihm auftauchenden Fragen häufig mit allem Haut-goût zu behandeln pflegen. Wir werden in einem späteren Abschnitt auf diese Thatsache noch zu sprechen kommen.

IV.

Moralische und künstlerische Kritik.

Während P. Kreiten in der angezogenen Besprechung des Goldeggschen Romans seiner litterarischen Kritik einen verhältnismäßig geringen Raum verstattet und sie seinem Artikel gleichsam nur anhängt, stellt er die sittliche Frage in erste Linie und behandelt den Roman vom Standpunkte des Moralisten aus in einer Weise, die für die kleinliche Art, wie man bei uns häufig litterarischen Erzeugnissen gegenübertritt, als Beispiel dienen mag.

Seine Ausführungen drehen sich dabei ausschließlich um die eigentliche Fabel des Romans, die man in den folgenden Satz zusammenfassen kann: Ein junges Mädchen, eben aus dem Pensionat in die Welt getreten, begegnet einem Vetter, der von seiner Frau geschieden lebt, und stellt sich die Aufgabe, die beiden zu versöhnen, läuft dabei Gefahr, an den Vetter, der auch sie liebt, ihr Herz zu verlieren, führt jedoch entsagungsvoll ihr Versöhnungswerk zu Ende und stirbt. An diesem objektiven Thatbestand wird nun wohl kein vernünftiger Mensch irgend etwas Unsittliches finden können. Der Fall kann im Leben sehr wohl vorkommen und bietet für den Dichter psychologisch interessante Seiten, die ihm Gelegenheit geben, uns tiefe Blicke in das menschliche Herz, sowie es nun einmal ist, thun zu lassen. Daß die Heldin ihre Aufgabe sehr ideal auffaßt und deshalb von der Dichterin als nicht minder gut und edel hingestellt wird, das kann man nicht wohl tadeln. Daß die Dichterin andererseits wieder darstellt, welch schweren Kampf das Pflichtgefühl mit der Leidenschaft, wenn sie einmal geweckt ist, zu bestehen hat, ist sogar unerläßlich, wenn unser psychologisches Interesse angeregt werden soll. Wo vermöchte hier auch der strengste Moralist etwas sittlich Unerlaubtes zu entdecken?

P. Kreiten belehrt uns eines andern. Er sagt: „Wird jungen unerfahrenen Mädchen dieses weibliche Apostolat im reinsten, lautersten Lichte in Coralie verkörpert vorgeführt und ohne (?) alle Unzuträglichkeit und Gefahr zu einem guten Ende geführt, so muß das notwendig die Lust zur Nachahmung wecken." Ergo — schließt P. Kreiten — ist der Roman unsittlich. Das ist nun eine Logik, wie man sie bei einem denkscharfen Jesuiten und im besonderen bei P. Kreiten glücklicherweise nicht gerade oft antrifft. Die einzig richtige Schlußfolgerung aus den ganzen Beanstandungen P. Kreitens wäre gewesen: also ist es kein Roman für junge Mädchen. Der Roman wäre daher, die Gefahr der Nachahmung in der Praxis zugegeben, höchstens vom erzieherischen, niemals aber vom sittlichen Standpunkt aus zu tadeln und zu verwerfen gewesen. Nachdem später in der Buchausgabe auch der Erzieher zu Wort gekommen und in dem Roman die „Warnungstafel" für alle kleine Komtessen mit stark ausgebildetem Nachahmungstrieb deutlich und sichtbar aufgerichtet war, hat der Roman nach dem Zeugnis P. Kreitens seinen unsittlichen Charakter verloren und ist damit empfehlenswert geworden. Ich muß daraus folgern, daß ein Roman, der gegen die Moral verstößt, durch den aufgehobenen Finger und die Mahnung „Mach's nicht nach!" zu einem sittlichen umgewandelt werden kann. Man sieht, wohin solche engherzige Übertreibungen führen müssen. Die Betonung der Nachahmungsgefahr ist für unsere Belletristik überhaupt zu einem wahren Schreckgespenst geworden. Denn nicht nur die Kinder- und Jugendlitteratur wird wie recht und billig von Erziehern überwacht, sondern auch die höhere Belletristik sieht sich fort und fort kleinlichen, im Hinblick auf die Thatsachen des Lebens geradezu unbegreiflichen Bemäklungen überängstlicher Leute ausgesetzt. Läßt so ein unglücklicher Dichter etwa einmal zwei rechtschaffene Menschenkinder, sagen wir einen jungen Maler mit einem armen, aber braven Mädchen, das ihm in ehrbarer Weise Modell steht, ohne eine Respektsperson als Tugendwächterin zusammenkommen und sich da ein ehrbares, aber unbewachtes Liebesverhältnis entspinnen, dann kann er, und mag die Geschichte noch so gut und herzerhebend ausgehen, sicher sein, daß sein Buch von eben solchen Engherzigen aus der Liste der katholischen Belletristik (ich sage nicht nur der Familienlektüre, obwohl man beides leider oft verwechselt) gestrichen wird. Denn sind diese Menschenkinder liebenswürdige Charaktere, so kann man ganz im Sinne P. Kreitens sagen, daß ihr Zusammensein gleichsam als „ideal" hingestellt sei und daher „notwendig die Lust zur Nachahmung" wecken müsse.

Ich glaube, es genügt, diesen Standpunkt auch nur zu kennzeichnen, um seine Unhaltbarkeit zu erweisen. Die Frage wird übrigens in einem späteren Abschnitt noch eingehender berührt werden müssen.

Wir kehren nach dieser Abschweifung noch einmal zu dem Goldeggschen Roman zurück. Bevor er in Buchform erschien, hatten die Leser der „Kölnischen Volkszeitung" Gelegenheit gehabt, ihn als Feuilleton in Tagesportionen zu verspeisen. Noch vor Abschluß entwickelte sich über den Roman ein Meinungsstreit. Und merkwürdig genug — er wurde bei dieser Gelegenheit von den verschiedensten Standpunkten aus angegriffen, nur von dem litterarisch-künstlerischen nicht. Und doch ist er von diesem allein aus angreifbar, und muß dann allerdings nahezu ganz verworfen werden. Unerquicklich schwül bezeichneten einige Leser den Roman, und man kann ihnen nicht Unrecht geben; es herrscht thatsächlich Stickluft in der Geschichte. So richtig aber die Empfindung jener Leser an und für sich gewesen ist, so falsch, so grundfalsch war die Begründung durch die unerquicklichen Charaktere und Zustände, kurz durch die liederliche Welt, die darin geschildert werden. Andere nannten gerade in Rücksicht auf das sittlich niedere Milieu den ganzen Roman direkt unsittlich.

Alle diese Leser hatten, wie gesagt, eine durchaus reine, richtige Empfindung. Der Roman wirkt in der That, trotz seiner aufdringlichen „Sacré-Coeur"-Frömmigkeit und trotz seiner hyperidealen Heldin beklemmend und niederdrückend. Aber etwa weil die Korruption darin geschildert wird, weil die Menschen, die uns Itha von Goldegg vorführt, zum großen Teil unerfreuliche, widerliche, angefaulte Existenzen sind? Keineswegs! Auch Coloma hat ziemlich wahllos in das moderne Gesellschaftsleben hineingegriffen. Aber daß das, was er darin packte, nicht bloß interessant, sondern trotz allem Schmutz auch genießbar dasteht, das verdanken wir dem nicht zu unterschätzenden Umstand, daß er diese Griffe eben als Dichter that, der seinen Stoff künstlerisch zu meistern wußte. Er steckt nicht mit seiner Empfindung grollend und moralisch angewidert in den geschilderten Zuständen und Begebenheiten, er setzt sich nicht rethorisch, wie entrüstete Sittenschilderer es zu thun pflegen, mit ihnen auseinander, er steht als Dichter darüber, hat künstlerisch seine Freude daran und findet daher die Sprache jenes befreienden, überlegenen Humors, der die Thorheiten der Welt zu Tode lacht. Er nimmt dem Laster seinen Schmutz nicht, zeigt uns diesen aber in einer Weise, daß wir den moralischen Ekel, der ebenso wie sinnliche Lust mit künstlerischem Genießen unverträglich ist, nicht mit in Kauf nehmen müssen. Wir sehen die Niedrigkeit, die Gemeinheit, aber von einer Höhe, in der sie uns

nicht erreicht, während wir im „Märchen vom Glück" angewidert mitten drin stehen, genau, wenn auch mit starken Gradunterschieden, wie bei Zola, dem gleichfalls jeder Humor, jeder seelische Gleichmut des künstlerisch gestaltenden Menschen, mit anderen Worten, die Objektivität der Sache abgeht.

Riehl sagt einmal, ein leichtsinnig frivoles Kunstwerk, dem er wahrhaft nicht das Wort rede, sei viel weniger gefährlich, als ein trostlos zerrissenes, welches uns bloß die Jämmerlichkeit des Daseins vor Augen führt. Ebenso darf man ruhig behaupten, daß ein im allgemeinen, d. h. in der Sprache und in den dargestellten Scenen anständiges, nicht die Scham verletzendes, die niedere Lust entfesselndes Werk mit verwerflicher Grundidee in seiner großen Wirkung weniger gefährlich ist, als ein Werk, dessen Idee zwar gesund ist, das aber den Leser durch soviel künstlerisch nicht geläuterte Erdhaftigkeit hindurch zu dieser Idee hinführt, daß er auf dem Weg dahin sich geistig gedrückt und angewidert fühlt. Und doch läßt sich vom Standpunkt der Moral gegen ein Werk der letztgeschilderten Art in vielen Fällen nichts einwenden, kann man ihm mit der moralischen Zuchtrute nicht beikommen. Denn was hat die Moral einzuwenden, wenn man das Leben schildert, wie es ist? An und für sich nichts. Nur vom erzieherischen Standpunkt, (der in diesem einzelnen Fall sich mit dem künstlerischen deckt), lassen sich, wie gegen die Wirkung gewisser Lebenserscheinungen so auch gegen deren litterarische Abspiegelung Bedenken geltend machen. Reife Leser vorausgesetzt, kann selbst der krasseste Thatsachenbericht so wenig unsittlich genannt werden, als etwa ein Handbuch der Casuistik oder der Pastoralmedizin, so wenig erbaulich die Dinge auch sein mögen, die darin stehen. Man kann höchstens nach dem Zweck fragen, zu dem er erstattet wurde, und diesen Zweck dann je nachdem als sittlich oder unsittlich verwerfen [1]).

Diese an und für sich absolut richtige Ansicht ist es denn auch, welche so manche sittlich achtbare Zeitgenossen verleitet, selbst Werke, wie z. B. diejenigen Zolas oder einige von Daudet gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit in Schutz zu nehmen. „Noch niemals," sagt der Ästhetiker Prof. Dr. Conrad Lange, „das kann man wohl mit voller Bestimmtheit aussprechen, ist ein junger Mensch durch einen Roman wie Nana verdorben worden. Wer durch ekelhafte Schilderung tierischer Gemeinheit zur Sünde verführt wird, an dem war

1) Über die sittliche Verantwortlichkeit des Autors wegen des allenfalls gegebenen Ärgernisses steht uns in den meisten Fällen nur ein bedingtes Urteil zu. Mit der Beurteilung des Werkes aber hat dieses Urteil nichts zu thun.

wahrlich nichts mehr zu verderben, den hatte die Welt schon vorher zur Genüge verdorben.“ Das ist allerdings ein bodenloser Optimismus, und ich glaube nicht, daß Prof. Lange das erzieherische Experiment an seinen eigenen Söhnen wird machen wollen. Denn das Tier, das Pardeltier, von dem auch Dante im ersten Gesang seiner Commedia spricht, lebt doch schließlich in jedem Menschen, und wie wenig in vielen Fällen die bessere Erkenntnis, der sittliche Verstand bedeuten, wenn man das Tier freventlich reizt, das wissen nicht nur die Beichtväter, sondern auch die Ärzte. Diese Reizung kann allerdings auch durch andere Dinge erfolgen, und die Wirkung auf einen unreifen oder sittlich schwachen und angekränkelten Menschen wird die gleiche sein, ob er nun etwa die stark verbreitete wissenschaftliche Psychopathia sexualis von Krafft-Ebbing oder einen naturalistischen Lebensabklatsch in Romanform in die Hände bekommt. Und doch wird kein Mensch die erstere ein unsittliches Werk nennen, noch den Autor für seine Arbeit tadeln. Man wird sein Werk nach Möglichkeit allen Unberufenen vorzuenthalten suchen und diesen somit ein occasio peccandi ersparen. Dasselbe gilt in der Theorie von dergleichen lebensdrastischen Romanen. Der Unterschied ist nur der, daß man bei diesen über die innere Berechtigung, die in den weitaus meisten Fällen fehlt, streiten kann.

Von Romanen, die in cynischer, frivoler Weise die Wollust schildern, wie der schamlose Roman Lust von Gabriele D'Annunzio, rede ich nicht. Solche Gemeinheiten lassen sich von keinem achtbaren Standpunkt auch nur scheinbar verteidigen, sie sind schlechtweg durch das Sittengesetz zu lesen verboten.

Aber auch bei Werken, die das Laster mit angeblich sittlichen Tendenzen zwar abstoßend und gemein, jedoch, wie Zola, in gemeiner Weise darstellen, ist die Frage vom praktischen volkserzieherischen Standpunkt strenger zu beurteilen, als vom Standpunkt der theoretischen Moral. Und hier darf man wohl sagen, daß derartige mit der Vorführung brutaler, rohsinnlicher Lebensthatsachen ausgespickte Werke im Hinblick auf ihre die Scham abstumpfende und daher entsittlichende Wirkung, eben unsittliche Werke sind, die man schlechtweg im Namen des Sittengesetzes bekämpfen muß. Aber so fein die Unterscheidung sein mag, und so wenig sie für das der Masse gegenüber abzugebende Urteil bedeute, so darf ein strenger, begriffsfester Kritiker doch nicht vergessen, daß die Anklage auf Unsittlichkeit bei Werken letztgenannter Art nicht als absolut erhoben werden kann. Absolut unsittlich sind nur Werke, die einen an sich unsittlichen Gedanken zur Grundlage haben,

die Sünde begehrenswert darstellen oder durch sexuell reizende Schilderungen die Scham verletzen.

Ohne solche große, klare Gesichtspunkte, die ebensowohl mit der christlichen Moral wie mit der für die höhere Litteratur zu fordernden Freiheit in der Schilderung menschlichen Lebens im Einklang stehen, wird ein Kritiker, der überhaupt in gebildeten Kreisen ernst genommen werden will, gar nicht auskommen. Betrachtet er allerdings die Litteratur und die gesamte Belletristik nur aus dem erzieherischen Gesichtswinkel, visiert er das Niveau derselben auf die zuträgliche oder unzuträgliche Wirkung in Mädchenpensionaten, dann werden ihm begreiflicherweise auch diese Kriterien noch zu allgemein sein, und er wird schließlich dahin kommen, nur noch Erzählungen à la Christof Schmidt oder Karl May als die eigentlich empfehlenswerte Litteratur gelten zu lassen. Leider ist diese Betrachtungsweise auf katholischer Seite neuerdings so gang und gäbe, daß wir eine andere, die mit Erfolg in das litterarische Treiben eingreift und auch dem Gegner Beachtung abnötigt, fast verlernt haben. Ja sogar die katholische Litteraturgeschichtschreibung wird von ihr in einem Maße beherrscht, daß man sich oft mit Unwillen von ihr abwendet. Eine teilweise Folge dieser bedauerlichen Thatsache aber ist der vorwiegend negative Charakter unserer Bethätigung in der Litteratur. Goethebiographien wie diejenige P. Baumgartners mögen gegenüber gewissen Übertreibungen der Gegenseite ihre teilweise Berechtigung haben, obwohl auch dann noch nicht, wie scheinbar hier, der Grundsatz maßgebend zu sein braucht, gerade alles schlecht zu finden und das Große, Schöne, Edle und Bedeutende an Goethe durch die Fülle des einseitig gehäuften Tadels so um seine Schätzung zu bringen, daß der Leser mit einem Eindruck von dem Buche scheidet, der in keinem Verhältnis mehr steht zu dem, was Goethe uns trotz alledem sein kann und sein darf.

Aber wo sind gegenüber dieser hauptsächlich von den Jesuiten gepflegten inquisitorischen Litteratur die positiven Leistungen, die, bei aller Betonung des sittlich und religiös Verwerflichen, sich die Mühe nehmen, uns das Schöne, das Große, das Künstlerische, kurz das Positive nahezubringen und sich dadurch thatsächlich um die litterarische Erziehung, die künstlerische Geschmacksbildung der deutschen Katholiken Verdienste zu erwerben? Wir haben an solchen positiven Leistungen verschwindend wenig. Wird uns eine solche aber wirklich einmal bescheert, so findet sie wie z. B. das tüchtige Buch „Jean Paul in seiner Bedeutung für die Gegenwart“ von Dr. Jos. Müller verhältnismäßig weit geringere Beachtung als ein künstlerisch unfruchtbares polemisches Werk.

Allerdings ist der Katholik in dieser Beziehung ja nicht gehindert, die zahlreichen betreffenden Werke von Nichtkatholiken für seine Ausbildung und Erhebung zu Rate zu ziehen, und ich möchte durchaus nicht dahin verstanden werden, als ob wir uns durch die Ausfüllung der erwähnten Lücken in gewissem Sinne abschließen, unabhängig machen und auf uns selbst stellen sollten. Nichts weniger als das! Gerade das Gegenteil müßten wir zu erreichen streben: uns Gehör verschaffen, mitarbeiten, Einfluß gewinnen, ähnlich wie wir dies in politischer Beziehung, Dank dem praktischen, thatkräftigen Gegenwartsinn unserer Zentrumsführer erreicht haben. Das einzige Mittel aber zu diesem Ziel zu gelangen, ist positive Mitarbeit von einem freien und großherzigen Standpunkt aus, ist die Beschäftigung mit allen die Zeit bewegenden Fragen in einer auch den Gegner nicht verletzenden Form, ist das aufrichtige Bemühen, das Ringen und Sehnen der Zeit in künstlerischen Fragen verstehen zu lernen, ist endlich jene unerbittliche Wahrheitsliebe, die das Schöne und Gute, wo auch immer sie es findet, anerkennt und bereitwillig aufnimmt.

Zu diesem Behufe ist u. a. auch notwendig, daß das katholische Laientum die Litteraturgeschichtschreibung [1]) wie bisher nicht gänzlich dem Klerus überlasse. Besitzen wir doch thatsächlich nicht eine einzige von einem Laien geschriebene neuere Geschichte der deutschen Litteratur [2]). Denn Lindemann, Brugier, Hüppe und Reuter, Norrenberg und Baumgartner, sowie die beiden Bearbeiter der Neuauflagen des Lindemann'schen Werkes, Seeber und Salzer sind sämtlich Priester. Nur zur Neubearbeitung von Norrenbergs Allgemeiner Litteraturgeschichte hat sich in dem bekannten Dichter Dr. Karl Macke ein kundiger Laie gefunden. Gerade der katholische Priester aber wird sich nur ausnahmsweise gewissen Seiten der schönen Litteratur gegenüber unbefangen fühlen. Wie leicht wird sein Urteil in Bezug auf die in poetischen Werken eine so große Rolle spielende Erotik einseitig und un-

---

1) Desgleichen die Ästhetik, die sonst leicht, wie das Buch von Jungmann beweist, aus einer Kunstästhetik zur Kunstascetik wird.

2) Neuerdings ist von dem jungen Philologen Dr. K. Stork, eine „Deutsche Litteraturgeschichte für das deutsche Haus" erschienen, die einen erfreulichen Anfang macht, aber leider noch zu wenig selbständig ist und trotzdem, daß sie nur die Gesetze poetischer Schönheit maßgebend sein läßt für die Schätzung eines Dichterwerkes, dem Parteistandpunkt zu lieb doch solche Geschmacklosigkeiten begeht, daß sie, um nur ein Beispiel zu nennen, auch die völlig belanglosen Kalendergeschichten eines Mannes, dessen Verdienste auf ganz anderen Gebieten liegen, in den Bereich ihrer Beurteilung zieht.

duldsam[1]), sofern er überhaupt nicht auf das eigene Urteil verzichtet oder die Sache stillschweigend übergeht. Freilich wird ihm sein priesterlicher Charakter diese Freiheit der Auffassung nicht grundsätzlich versagen. Aber die Rücksicht auf das Ärgernis, das gerade der ehelose Priester bei denkschwachen Menschen durch ein verständnisvolles Verweilen bei dergleichen Dingen allenfalls zu befürchten hat, wird ihm die Lösung der Aufgabe in den meisten Fällen doch nahezu unmöglich machen.

Hier muß das Laientum mit seinem im allgemeinen weniger weltabgewandten Sinn, mit seinem vielseitigeren Gefühlsleben und seiner größeren Unbefangenheit in allen Fragen des natürlichen, von der Leidenschaft bewegten Lebens eintreten.

Ein bitter empfundener Mangel auf katholischer Seite ist auch das Fehlen eines periodischen kritischen Organs für Litteratur und Kunst, in dem wir Stellung nehmen zu den jeweilig auf diesen Gebieten auftauchenden Fragen und Erscheinungen des modernen Lebens. Die bestehenden Zeitschriften und Litteraturblätter halten sich, mit geflissentlicher Ignorierung des modernen Litteraturlebens, abseits, pflegen für einige Fachleute Fachlitteratur und huldigen in Bezug auf schöngeistige Werke der einseitigsten Parteiparole. Eine Orientierung durch sie in Bezug auf die die Gegenwart bewegenden Litteraturereignisse ist einfach unmöglich, und doch wäre es unendlich wichtig, daß sich auch auf diesem Gebiet der katholische Idealismus durch entschiedenes Eingreifen bethätige und die gebildeten Katholiken für positive Ideale interessiert und begeistert würden. So ist, um ein Beispiel zu nennen, der von Dr. Hülskamp herausgegebene Litterarische Handweiser derart einseitig, daß er für die uns hier so sehr interessierenden Fragen fast gar nicht in Betracht kommt. Er trägt zwar den stolzen Titel: „Zunächst für alle Katholiken deutscher Zunge“ — aber, was der gebildete Laie mit diesem Blatte, das von Dogmatik und Ascetik, von Hagiologie und Scholastik förmlich strotzt, für die belletristische Litteratur unserer Zeit anfangen soll, wie er darin Handweise finden soll für sein Urteil und die Auswahl in schöngeistigen Werken, das ist unerfindlich. Gerade auf einem Gebiete, auf dem ein kritischer Führer und Ratgeber — allerdings ein objektiver — so sehr not thut, wo eine fach-

---

1) So hat P. Kreiten selbst gegenüber der kindlich-reinen, schalkhaften Liebeslyrik Fr. Wilh. Grimmes zu tadeln, daß in den „Deutschen Weisen“ die Erotik überwiege. Bedeutend höher als die Liebesgedichte stehe die Kinderstubenpoesie. (sic!)

kundige Orientierung von dem Laien dankbar begrüßt werden würde und das künstlerische wie sittliche Gewissen sehr geschärft werden könnte, versagen unsere meisten Litteraturblätter nahezu vollständig.

Aber wie in der Litteraturgeschichtschreibung so darf das gebildete katholische Laientum auch in den kritischen Litteraturzeitschriften dem Klerus nicht allein das Wort lassen, da sonst eine gewisse Einseitigkeit nicht zu vermeiden ist und in gar vielen Fällen seelsorgliche Prohibitivpolitik eine herzhafte Auseinandersetzung hintanhält.

V.

Die wahren Ursachen unserer litterarischen Rückständigkeit.

In welchem Sinne unsere Titelfrage nunmehr zu beantworten sei, unterliegt nach den vorstehenden Ausführungen wohl kaum noch einem Zweifel. Wir stehen in Bezug auf die Pflege der epischen Prosadichtung (um nur diese zu nennen) nicht nur völlig abseits von den litterarischen Bestrebungen der Gegenwart, sondern haben auch unter den vorhandenen Leistungen sozusagen gar nichts, was auch nur irgendwie über die Mittelmäßigkeit besonders hinausragte.

„Die katholische Partei," so äußerte sich unlängst der hervorragende belgische Schriftsteller Joris Karl Huysmans in Bezug auf die katholische Belletristik Belgiens und Frankreichs, „die katholische Partei ist um mehrere Jahrhunderte zurückgeblieben, da sie der Entwicklung des Stiles nicht folgte, sie ist verbauert, sie versteht die Hälfte der Wörter, deren sich die Schriftsteller bedienen, nicht mehr, sie ist, mit einem Worte, zu einem Lager von Illitteraten geworden. Unfähig, das Gute vom Schlechten zu sondern, mißbilligte sie gleichzeitig den Schmutz der Pornographie und die Werke der Kunst. Kurz, sie hat solche Dummheiten gemacht, so ungeheuren Blödsinn zu Markte getragen, daß sie der vollen Verachtung anheimfiel und nicht mehr mitzählte [1])."

Obwohl dieses von litterarischem Zorn eingegebene herbe Urteil in seiner Allgemeinheit vielleicht nur französische Verhältnisse im

1) Huysmans hatte zu Beginn seiner litterarischen Laufbahn dem extremsten Naturalismus gehuldigt. Vor einigen Jahren kehrte er auf diesem Wege um, zog sich büßend einige Zeit in ein Kloster zurück und hat sich seitdem als Bekehrter in durchaus ernstem Sinne der schönen Litteratur wieder zugewandt. Seine der letzten Zeit entstammenden Werke schildern in der Form des Romans seine Seelenkämpfe und seine Rückkehr zur Religion, und zwar mit der ganzen sprachtechnischen Meisterschaft, die auch seine ersten Werke auszeichnet. Diese neuen Romane heißen: En route, Là-bas und La Cathédrale.

Auge hat, so gilt es in gewissem Sinn doch auch für weite Kreise in Deutschland. Maßvoller und für deutsche Verhältnisse durchaus richtig, jedoch hauptsächlich mit Bezug auf die Dichtungen in gebundener Sprache, urteilt ein wohlgesinnter Kritiker in Nr. 267 der „Tägl. Rundschau“ von 1894. Es heißt daselbst u. a.:

„Es gibt in Deutschland eine ziemlich reich blühende katholische Dichtung, von der im allgemeinen die nicht-katholische Bevölkerung kaum etwas weiß; selten gelingt es einem Vertreter jener Dichtung, in die Litteraturgeschichte, die nur nach der Kunst und nicht nach der Konfession fragt[1]), Eingang zu finden. Daran trägt nicht etwa die religiöse Absonderung als solche schuld, sondern der litterarische Charakter jener Dichtung, der freilich durch die Absonderung bedingt ist. Die meisten katholischen Dichter — ich spreche natürlich nur von den religiös schaffenden — stehen in fast gar keiner Berührung zu der allgemeinen Kunstbewegung der Zeit, in der Form und den Ausdrucksmitteln sind sie sehr konservativ, und wenn sie sich Vorbilder wählen, so kümmern sie sich im großen und ganzen mehr um die Glaubensreinheit des Vorbildes als um seine künstlerische Bedeutung.“

Das ist bitter, aber wahr. Nur aus dieser Teilnahmlosigkeit an den allgemeinen künstlerischen Bestrebungen der Nation erklärt es sich, daß wir — um das dramatische Gebiet heranzuziehen — keinen einzigen katholischen Autor[2]) haben, der ein für die große Bühne brauchbares Theaterstück geschrieben hätte, während die Gegenseite eine sehr große Zahl aufweist. Man wende nicht ein, daß die Stücke katholischer Autoren eben deshalb nicht zur Aufführung kämen, weil sie dem geltenden verdorbenen Geschmacke

1) fragen sollte! —

2) Ein katholischer Autor, der Dramen geschrieben und damit Zugang zu den großen Bühnen gefunden hat, ist allerdings z. B. Martin Greif. Aber ist er überhaupt als Katholik bekannt? Und warum nicht? Dr. Gustav A. Müller mußte den Stillen in gewissem Sinn erst für die Beachtung seiner Glaubensgenossen entdecken. In dem Heft 2 der Dichterstimmen von 1897 wirft er die Frage auf: warum wissen wir nichts von einem der Größten in unserer Mitte? und gibt darauf die richtige, aber nicht erschöpfende Antwort: „Es ist zur Unsitte geworden, zu vermeinen, zu einem katholischen Dichter gehöre als conditio sine qua non ein einseitiges Betonen des „Transcendentalen“; es gibt Kritiker, die katholische Dichter abweisen, weil sie ihnen nicht „spezifisch“-katholisch genug sind, das heißt, weil sich vielleicht in einem Epos einmal zwei Liebende küssen, anstatt immer zu psalmodieren. Das ist kein Segen für die katholische Litteratur, das treibt ihre besten Priester in die gastlichen Hallen der „neutralen“ Verleger. Es ist aber auch völlig unkatholisch, engherzige Normen aufzustellen: Die katholische Religiosität anerkennt neben dem Himmel auch die Erde, neben der Ascese auch die Lebenslust.“

nicht angepaßt wären, (dann dürfte ja schließlich ein guter Katholik das Theater nicht mehr besuchen) nein, der Grund liegt tiefer. Sie sind deshalb unbrauchbar, weil ihre Verfasser mit einer merkwürdigen Genügsamkeit alte, längst ausgetretene Wege gehen, weil sie keine Fühlung mit dem modernen Leben haben und ihr künstlerisches Können auf dem allertiefsten Epigonen-Niveau steht.

Fragen wir nach den Ursachen dieser litterarischen Abseitsstellung und Rückständigkeit, so werden wir sie selbstverständlich nicht in der geringeren Begabung und in einem thatsächlichen Mangel an Talenten unter den Katholiken, sondern in mehr äußerlichen, vorübergehenden Zuständen suchen müssen.

Auch das Talent braucht zu seiner Entwicklung und Entfaltung einer gewissen Pflege durch die Gesamtheit, einer gewissen entgegenkommenden Teilnahme und Empfänglichkeit für seine Hervorbringungen, damit alle latenten Kräfte in ihm geweckt und zur Bethätigung angespornt werden. Es reift nicht, wie das Genie in der Einsamkeit, es bedarf des äußeren Anreizes, des verständnisvollen Beifalls, des Erfolges, der Sonne. Nun aber ist es bei uns, von engen litterarischen Kreisen abgesehen, mit der innerlichen, echten Hochschätzung schöngeistiger Werke und besonders solcher der epischen Prosadichtung nicht weit her. Das beweisen die Äußerungen einer gewissen Kritik, die die Romane nur als „notwendige Übel" gelten läßt und die damit nur eine Anschauung vertritt, die in den Kreisen des Klerus vor allem viele Anhänger hat, das beweist indirekt der Mangel eines Organs, das der Behandlung litterarischer Fragen gewidmet ist. Denn wes das Herz voll ist, des geht der Mund über, und wenn daher bei uns eine innere, tiefer greifende Teilnahme oder das Bedürfnis vorhanden wäre, irgend einem litterarischen Ideal zum Siege zu verhelfen oder das bedrohte zu verteidigen, dann hätten wir uns mit diesem indolenten Zuschauen schon lange nicht mehr begnügt, dann wären wir selbst in die Arena hinabgestiegen und hätten geistig mitgestritten in den großen Fragen der Litteratur, des Theaters, der Kunst. Und doch geschah nichts von alledem! Denn hin und wieder so von oben herab eine litterarische Abkanzlung in den „Stimmen aus Maria-Laach" (übrigens die einzigen, die der Sache wenigstens näher traten) oder auch ein Zeitungsfeuilleton, ist in Anbetracht des Tones schlimmer als nichts. Daß aber eine solche zum mindesten kühle Stimmung, die sich höchstens für einige „katholische Dichter" erwärmt, weil unermüdlich neben ihrem dichterischen auch ihr konfessioneller Charakter hervorgehoben wird, nicht gerade die richtige Temperatur abgibt, um dichterische Begabungen zur Blüte zu

bringen, ist klar. Diese litterarische Teilnahmslosigkeit hat sich zwar in den letzten Jahren insofern etwas gemindert, als man z. B. in den Tageszeitungen, nicht ohne Widerspruch des Klerus und gleichdenkender Leute, begonnen hat, der Litteratur und besonders dem Theater hin und wieder Beachtung zu schenken durch Besprechungen und Referate. Aber wer könnte es leugnen, daß dabei in gar vielen Fällen nur der Konkurrenzstandpunkt, nicht innerer Antrieb maßgebend gewesen sind. Von sachlichem Verständnis ist in den meisten derartigen Rubriken nicht die Spur, und die Zeitungsverleger geben kein Geld dafür aus, schon weil sie wissen, daß ihnen die Mehrheit der Leser nicht dafür dankt. Sie sind da — ut aliquid fecisse videatur. —

Dieser Mangel an Interesse als der erste Grund unserer litterarischen Rückständigkeit ist zugleich die Ursache unserer Abseitsstellung als des zweiten Grundes.

Über vielen belletristischen Hervorbringungen auf katholischer Seite liegt ein Hauch von Unmodernem, von kaum überwundenem Dilettantismus, von Langweiligkeit und Halbheit, weil es ihre Urheber nicht wagen, der Wahrheit, dem Leben fest ins Auge zu schauen und das Geschaute mit sinnlich wirksamen Farben zu schildern. Denn das würde ihnen unfehlbar den Vorwurf zuziehen, sie seien „modern", und dieses Wort ist bei vielen so anrüchig, daß es allerdings als klug erscheinen muß, lieber etwas unmodern zu sein und empfohlen zu werden, als modern und keinen Verleger zu finden noch eine Zeitschrift oder Zeitung für den Abdruck. Und so kommt es denn, daß man sich wenig angeregt fühlt, das Gute überall da zu nehmen, wo man es findet, und wäre es selbst bei „modernen" Autoren. Daß wir deshalb noch lange nicht jeden litterarischen Unsinn, der das Heil der Poesie heute im schmutzigsten Naturalismus und morgen in überspanntem Symbolismus und Mysticismus sucht, mitzumachen brauchen, ist wohl kaum nötig zu betonen.

Denn nicht darin liegt der Fortschritt der modernen Dichtung, sondern in der Technik der Sprache und des Aufbaus, in der sprachlichen Anpassungsfähigkeit an die realen Dinge der Außenwelt, in dem großartig entwickelten Wirklichkeitssinn, in der eigenartigen Beobachtungs- und Charakterisierungskunst und zum Teil vielleicht auch in der Stoffwahl. Die Behandlung des Stoffes wird allerdings bei uns hin und wieder in anderer Richtung erfolgen, und auch in der Wahl des Stoffes werden sich die Werke katholischer Autoren häufig von denen der nicht katholischen Litteratur unterscheiden. Aber das wird der Beachtung unserer Leistungen auf der Gegenseite keinen Ab-

bruch thun, sofern sie nur in Bezug auf litterarische Bedeutsamkeit die Achtung herausfordern. In sehr drastischer Weise hat dies der Roman des spanischen Jesuitenpaters Coloma bewiesen, der doch von A bis Z in katholischem Geist geschrieben ist und es sogar an (nebenbei gesagt ziemlich überflüssigen) religiösen Nutzanwendungen nicht fehlen läßt. Nichtsdestoweniger hat er, nachdem er zuerst in der deutschen Romanwelt erschienen war, rasch hintereinander 6 Auflagen erlebt, und es ist kaum anzunehmen, daß sie allein an Katholiken abgesetzt wurden.

Die konfessionelle Voreingenommenheit auf der anderen Seite mag groß sein, in einzelnen Dingen größer als man manchmal glaubt, aber wir haben kein Recht, alles damit zu begründen, was uns in dem Verhalten der Gegner uns gegenüber nicht entspricht. So hat man z. B. schon öffentlich Befremden darüber geäußert, daß die Romane der Brackel nicht auch außerhalb der katholischen Kreise die Anerkennung und Verbreitung gefunden hätten, die ihnen zukomme, und hat die Ursache hierfür in dem Umstande gesehen, daß es eben „katholische Romane" seien. Ich glaube, sehr mit Unrecht. Denn die Brackelschen Romane sind durchaus nicht litterarisch unanfechtbar und berühren sich mit modernem Leben, Fühlen und Denken so wenig, daß man sich auf der Gegenseite, wo kein Bedürfnis nach einem Mehr in dieser Qualität herrscht, dadurch angezogen und gereizt fühlen müßte. Denn bedeutsam und der allgemeinen Beachtung würdig wird eine litterarische Schöpfung nur durch ihren litterarisch-künstlerischen Wert, und wie ein gebildeter Katholik, der in der Litteratur seiner Zeit Bescheid wissen und den Rat des Apostels „Prüfet alles und behaltet das beste", auch in Bezug auf die Belletristik befolgen will, nicht ansteht, z. B. die Werke Gottfried Kellers oder Conrad Ferdinand Meyers zu lesen, obwohl manches darin nicht auf dem Boden seiner Anschauungen gewachsen ist, so gibt es auch auf der Gegenseite zahlreiche Leser, die sich von der Anerkennung des hervorragend Schönen und dichterisch Bedeutsamen nicht abhalten lassen, auch wenn es ihnen von katholischer Seite dargeboten wird.

Der dritte Grund unserer litterarischen Inferiorität muß in der Engherzigkeit gesehen werden, mit der man durch Hineintragen jugenderzieherischer Gesichtspunkte und durch Voraussetzung eines zumeist nicht oder halbgebildeten Publikums dem Dichter eine Behandlung seiner Stoffe von freien, großen, ins Leben einschneidenden Gesichtspunkten im vornherein erschwert und teilweise ganz unmöglich macht. Denn wenn der Dichter seine Werke wieder und immer wieder in einer Weise beurteilt sieht, als komme im großen Ganzen für ihn

nur eine mehr oder minder geistig unmündige Leserschar in Betracht, die ebendeshalb ganz besondere Rücksichten heische und ihm pädagogische Zurückhaltung auferlege, so wird ihn das kaum anreizen, große Stoffe in Angriff zu nehmen und in entsprechender Weise zu behandeln. Fügt er sich aber der ihm gebotenen Einschränkung, begnügt er sich damit, das Leben nur mit halbem Auge anzusehen und den großen und schweren Konflikten desselben aus dem Wege zu gehen, so kann er natürlich trotzdem ein sehr tüchtiger Volks- und Familienschriftsteller werden, aber die höhere Litteratur und Kunst wird von ihm niemals etwas zu erwarten haben. Und in der That besitzen wir ja auch auf dem Gebiet der belletristischen Prosalitteratur fast nur Jugend- und Familienschriftsteller.

Nehmen wir speziell den Roman, der, wie Goethe sagt, das wahre Leben sein soll, nur folgerecht, was dem Leben abgeht. Wie nun kann man das Leben im Sinne dieses Goetheschen Wortes darstellen, ohne dabei dem Erzieher in die Quere zu kommen? Das ist einfach unmöglich, und es wird nicht angehen, einem solchen Standpunkt zu liebe etwa die Theorie von den Aufgaben der Romandichtung einfach umzumodeln, wie man das in einem hier unangebrachten seelsorglichen Übereifer schon wiederholt versucht hat. Seelsorger und Erzieher müssen sich hier anders helfen und können sich helfen. An eigentlicher Jugendlitteratur und harmloser Volkslektüre fehlt es nicht, und die erneuten Bestrebungen in dieser Richtung noch mehr Gutes zu schaffen, lassen noch größere Auswahl für die Zukunft hoffen. Man beschränke sich daher auf die Kennzeichnung und Verbreitung dieser Bücher in jenen unmündigen Kreisen und stelle sich besonders der Jugend gegenüber auf den einzig richtigen Standpunkt, daß für sie Romane u. dgl. überhaupt keine geeignete Lektüre sind und durch Erzählungen ersetzt werden können. Jugend- und Mädchenlektüre kann daher nur sein, was ausdrücklich als solche bezeichnet wird. Bei allen anderen Werken der Litteratur hat der Erzieher individuell zu unterscheiden, ob das eine oder andere seinem Zögling in die Hand gegeben werden könne. Das ist meines Erachtens die einfachste Lösung der Frage, die auch jene andere Annehmlichkeit für sich hat, daß der Kritiker jener einfältigen, in der letzten Zeit geradezu endemisch gewordenen Manie überhoben wird, bei der Beurteilung eines jeden Werkes nach dessen Zuträglichkeit in der Kinderstube zu schielen und allenfalls die Warnungstafel aufzustecken. Wenn eine Kritik übrigens so beschaffen ist, wie sie sein soll, dann wird der Erzieher auch ohne eine solche Warnung sofort wissen, ob das Buch in die Jugendbibliothek gehört oder nicht.

In seiner Besprechung des Romans „Gabriele" von Johanna Schopenhauer macht Goethe eine Bemerkung, die den Gegensatz von Erziehung und Romanlektüre in seinem tieferen Grunde klar stellt. Eine sorgsame Mutter habe gefragt, ob sie dieses Buch mit ihren Töchtern lesen könne. Darauf sei zu antworten: „Erziehung heißt, die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber in besonderen Kreisen existieren kann. Der Roman hingegen stellt das Unbedingte als das Interessanteste vor, gerade das grenzenlose Streben, was uns aus der menschlichen Gesellschaft, was uns aus der Welt treibt; unbedingte Leidenschaft, für die dann bei unübersteiglichen Hindernissen, nur Befriedigung im Verzweifeln bleibt, Ruhe nur im Tod."

Goethe hat hier, wie man sieht, nur den tragischen Roman im Auge. Aber das Verhältnis liegt auch beim hedonischen Roman nicht wesentlich anders, wenn der Gegensatz auch weniger in die Augen springt. Und dann ganz abgesehen von diesem erzieherischen Widerspruch: wird ein unreifer Leser überhaupt jemals imstande sein, die tieferen Konflikte zu verstehen und an der sittlichen Läuterung teilzunehmen? Durch halbes oder falsches Verstehen aber kann die Wirkung des an sich sittlichsten Romans auf einen solchen Leser in ihr direktes Gegenteil verkehrt werden.

Wäre übrigens jugendliches und unreifes Verständnis für einen nicht speziell ad hoc geschriebenen Roman mehr oder minder maßgebend, so wäre gar nicht abzusehen, was im Hinblick auf die Gefahr der Nachahmung nicht alles darin verboten werden müßte. Denn die Sünde zu schildern mit allen ihren ungeheueren seelischen Perspektiven ist ein unveräußerliches Recht der Poesie, wie denn auch viele der größten Schöpfungen der Litteratur auf Konflikten aufgebaut sind, die ihren Ursprung in der Sünde haben. Und kann es überhaupt einen gewaltigeren Konflikt geben als die Sünde, als den inneren Gegensatz, in den durch sie das Geschöpf zu seinem Schöpfer, oder um im Bereich der Dichtung zu bleiben, gegen die Stimme des Gewissens und gegen die richtende Einsprache der die Welt beherrschenden immanenten Gerechtigkeit tritt? Da aber der Dichter die Sünde nicht in abstracto vorführen kann, sondern bei ihrer Darstellung von konkretsinnlichen Lebensthatsachen auszugehen gezwungen ist, so leuchtet es ohne weiteres ein, daß der Roman wie überhaupt jede höhere Dichtung reife, gebildete, des erzieherischen Gängelbandes nicht bedürftige Leser voraussetzt.

Dies einmal zugegeben, ist es eine Thorheit, beispielsweise einen jeden Roman, der sich auf einem aus der Sünde hervorgegangenen ehelichen Konflikt aufbaut, schlechtweg als „Ehebruchsroman" abzuthun. Ein solcher Roman ist z. B. in gewissem Sinne auch „Die Familie Polaniecki" von Henryk Sienkiewicz. Aber welch ein Unterschied im Vergleich mit gewissen französischen Romanen, die das Thema von der ehelichen Treue meist nur als interessantes, dankbares Verwicklungs- und Sensationsmotiv behandeln! Dem Verfasser von „Familie Polaniecki" dagegen ist die eheliche Treue eine heilige Sache und ein Gebot Gottes, und der Held kann daher nicht mit ihr spielen, ohne sich mit sich selbst und allen sittlichen und sozialen Forderungen innerlich gleichsam in Widerspruch zu setzen und sein Lebensglück zu opfern. Ein anderes allerdings ist es, eheliche Mißstände in der Form von Problemen zu behandeln, was überhaupt nicht Aufgabe des echten Dichters sein kann, ein anderes, einen allgemein menschlichen Konflikt, wie ihn die Sünde gegen Gattentreue zu erzeugen vermag, zum Inhalt dichterischer Darstellung zu machen. Die erstere Art ist gegenwärtig die bei weitem häufigere. Jedoch kann man nicht gerade sagen, daß die Probleme immer in bedenklichem Sinne zu lösen versucht würden. Die Handlung baut sich häufig nur auf sittliche Hypothesen auf, um dann in ihrer Schlußentwicklung deren Unhaltbarkeit zu erweisen. Solche moralische Problemromane haben jedoch begreiflicherweise stets größere Bedenken gegen sich, da in ihnen sittliche Fragen, die als unantastbare sittliche Wahrheiten gleichsam über aller Erörterung stehen, als nur bedingt gültig vorausgesetzt und obendrein mit allem Reiz sinnfälliger Schilderung ohne eigentlich reinigende Kunstwirkungen behandelt werden. Immerhin sind selbst solche Problemromane, insofern sie im übrigen gegen die früher aufgestellten Kriterien eines sittlichen Romans nicht verstoßen, keineswegs absolut zu verwerfen, so wenig wie wissenschaftliche Bestrebungen, die von Hypothesen ausgehen, welche der Gläubige vornweg als solche bezeichnen muß. Künstlerisch-litterarischen Wert können dergleichen Problemdichtungen jedoch nicht beanspruchen.

Neben den ehelichen Mißständen sind es besonders auch die konfliktsschweren Thaten der Verführung, sowie die an den zur Keuschheit verpflichteten Menschen herantretenden Versuchungen der Liebe, die man dem Dichter darzustellen nicht verbieten kann, ohne daß sich diese Engherzigkeit in bitterer Weise rächen würde. Den Ausschlag für das sittlich befriedigende Urteil über solche Werke wird natürlich immer das Wie der Darstellung und die Größe des sittlichen Verstandes geben, mit denen der Dichter an seinen Stoff herangetreten

ist[1]). Der bloße Unterhaltungsschriftsteller und Erzähler thut natürlich gut, von solchen Stoffen die Finger ganz wegzulassen, da es bei ihm an den nötigen Voraussetzungen für eine gelungene Durchführung in den allermeisten Fällen fehlt.

Als eine Engherzigkeit von geringerer Bedeutung sei hier nur erwähnt, daß man einen Autor, der in einem sonst ernst zu nehmenden Werke auch einmal etwa einen Geistlichen als mit menschlichen Schwächen behaftet schildert, deshalb angreift und ernstlich tadelt, wofern seiner Darstellung die Absicht fernliegt, mit seiner Charakterisierung den Stand herabzusetzen. Die „Kölnische Volkszeitung" hat es ihren Leser gegenüber sogar für nötig gehalten, den Jesuitenpater Coloma in dieser Hinsicht durch Abmilderungen und vorausgeschickte Erklärungen in Schutz zu nehmen, ein Beweis, daß sie mit der Engherzigkeit zu rechnen gewohnt ist. Jedenfalls kann man auch in diesem Punkt in der Empfindlichkeit zu weit gehen. Je sittlich erhabener und größer der Klerus dasteht, umsoweniger wird ihm auch der Humor schaden, der sich einmal an einen seiner Vertreter heranwagt oder diejenige Schilderung eines unwürdigen Individuums, welche die Möglichkeit einer Verallgemeinerung ausschließt. Daß jedoch die Kritik nicht jedem Romanfabrikanten die Karrikierung von Priestern und Ordensleuten, wie sie besonders von gewissen protestantischen und jüdischen Schriftstellern und Blaustrümpfen betrieben wird, unter diesem Gesichtspunkt nachsehen kann, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Mit dieser vorstehend gekennzeichneten Engherzigkeit steht in innigem Zusammenhang eine geradezu unglaubliche Prüderie. Prüderie ist mehr oder minder eine Zeitkrankheit, die in Epochen moralischen Niedergangs als eine über das Ziel hinausschießende Reaktion gegen die sittliche Entartung und Schamlosigkeit auftritt. Sie ist nervös gewordene, also kränkelnde Sittlichkeit. Sie bekämpfen, heißt daher nicht, der Schamlosigkeit Vorschub leisten, sondern die wahre, echte, vernünftige, gesunde Sittlichkeit davor retten, daß sie durch diese Karrikatur bei vielen verächtlich werde. Die Prüderie kann ihre Ursache nun einesteils in einem durch falsche Erziehung überängstlich

---

1) „Nicht im Stoff schon," sagt Eichendorff, „liegt ja die Sünde oder Tugend der Poesie, sondern in der Auffassung und Gestaltung dieses Stoffes. Gleichwie das Heiligste durch eine gewisse perfide Ironie ins Lächerliche oder Zweideutige gezogen werden kann, so ist auch das Falsche und Schlechte durch die Aufrichtigkeit eines tiefen dichterischen Gefühls künstlerisch zu bewältigen. Die große Weltlüge mit ihrer hoffärtigen Pracht verbleicht und zerrinnt, sobald man ihr nur nicht mehr glaubt."

gewordenen Gemüt haben, anderenteils aber auch in einer Geistesverfassung, die das Sittlich-Reine zwar will, aber durch eine ungezügelte, verdorbene Phantasie unwillkürlich überall gleich das Schlimme wittert, und die daher, um keinerlei Reizungen ausgesetzt zu sein, auch das Erlaubtnatürliche mit ihrer Abneigung verfolgt. Jene andere, hauptsächlich in England heimische Prüderie, die gewisse Dinge nur deshalb verabscheut und flieht, weil sie als „shocking" gelten und die „gute Gesellschaft" sie verpönt, ist hier nicht gemeint.

Diese Ärgernissucht nun, „die," wie der Kunsthistoriker Dr. P. Albert Kuhn O. S. B. sehr zutreffend sagt, „das Verfängliche da sucht und findet, wo der unbefangene Blick trotz alles Suchens nichts Anstößiges zu entdecken vermag"; jene „erschreckliche Empfindsamkeit und Entzündlichkeit, für welche selbst die Sprache und die Bilder des Evangeliums (!) nicht immer zurückhaltend genug sind", fordert begreiflicherweise, wie jede Krankheit, eine gewisse Rücksicht, aber nicht gegen diese Rücksicht, die zum großen Teil in den bei der besseren Gesellschaft gültigen Anstandsgesetzen unserer Zeit ihren Anhalt findet, sondern gegen übertriebene Forderungen in dieser Hinsicht richtet sich hier unsere Einsprache. Denn wenn zum Beispiel in einem Roman, der ein Stück modernen oder überhaupt allseitig menschlichen Lebens schildert, alle Kußscenen als unstatthaft, wenn jegliche Erwähnung nackter Körperteile, durch deren Entblößung die Scham nicht verletzt wird, oder der Hereinbezug von Thatsachen, die den „Klapperstorch" außer Mitwirkung setzen, als unzulässig gelten müßten, weil etwa sinnlich leicht entzündbare Individuen darauf reagieren könnten, so muß die Kunst es einfach ablehnen, hier Schonung walten zu lassen. Denn ein solcher Zustand ist abnorm und kann nicht als Maßstab des Erlaubten in der Kunst gelten. In solchen Fällen hat nicht der Dichter auf den Patienten, sondern der Patient auf sich selbst Rücksicht zu nehmen, indem er sich eben alles vom Leibe hält, was ihn erfahrungsgemäß anficht.

Aber gerade solche nervössittliche Leser sind es zumeist, die sich, statt beschämt im Hintergrund zu bleiben, am allervorlautesten breit machen und mit ihrer defekten Sittlichkeit zu Richtern ihrer Zeit aufwerfen wollen. Sie beschuldigen ein Werk versteckter Lüsternheit u. dgl. mehr, bei dem es sich oft nur um den Ausdruck einer jedem Künstler naturgemäß eigenen Form- oder Schönsinnlichkeit handelt, bei der von Sündhaftem nicht die Rede sein kann. Auch das Sinnlich-Schöne ist vom Schöpfer dem Geschöpfe zur Freude geschaffen, und gerade der Künstler bedarf es zur Darstellung auch der höchsten Ideen. Nur muß er die Sinnlichkeit beherrschen, nicht die Sinnlichkeit ihn,

wie das heute leider bei so vielen Künstlern und Dichtern der Fall ist.

Ich bin weit entfernt, hiermit einer sittlichen Laxheit in der Dichtung, speziell in der Romandichtung, das Wort zu reden. Der katholische Roman und der sittliche Roman müssen identisch sein. Aber ich möchte der blöden Auffassung entgegentreten, die da glaubt, der katholischen Litteratur und der Sittlichkeit einen Dienst zu erweisen, wenn sie, um ein Beispiel zu nennen, gegen ein tüchtiges, achtunggebietendes Werk, wie „Der letzte Prophet“ von Ed. Eggert die Anklage zu leidenschaftlich-sinnlicher Schilderung erhebt. Anstoß nehmen kann in diesem Fall nur die Engherzigkeit, nicht die Herzensreinheit[1]), noch weniger der Moralist. Ein Kritiker, der bei einer Dichtung, die ihrer ganzen Art nach nicht für Backfische und Schuljungen berechnet sein kann, dennoch derartige Maßstäbe anlegt, huldigt daher — und mag er die „Schnürstiefel der Prüderie“ noch so weit von sich weisen — lächerlicher Prüderie und Engherzigkeit.

Anstatt unserer Belletristik unter Berufung auf die Jugend und den „Familienbuchtisch“, für die doch höchstens der Familienschriftsteller, nicht aber grundsätzlich der nach großen Gesichtspunkten gestaltende Dichter schreibt, auch noch den Kappzaum einer ungesunden Prüderie anzulegen, würde man besser thun, sich einmal die Frage vorzulegen, ob denn die Grundsätze, nach denen wir heutzutage vielfach zur Sittlichkeit, d. h. zum sittlichen Pflichtgefühl erzogen werden, so durchaus einwandfrei sind. Ich glaube kaum. Denn man muß es leider nur zu oft erleben, wie wenig eine mit bloßen Prohibitionsmaßregeln bewahrte Unschuld stand zu halten vermag, wenn erst einmal die unvermeidlichen Versuchungen des Lebens an sie herantreten. Ich kenne eine beträchtliche Anzahl geradezu prüd erzogener Menschenkinder, die kaum der Haft des ihre sittliche Lebensausbildung leitenden Instituts entlassen, dem ersten Ansturm des Lebens zum Opfer fielen. Sie waren Treibhauspflanzen, die unter normalen Bedingungen nicht ohne Gefahr existieren konnten. In welcher Form die Prüderie in der Erziehung aber oft auftritt und dann auch Schaden stiftet, des erinnere ich mich aus eigener Jugend eines sehr kennzeichnenden Vorfalls. Es war in einem Institut besten Rufes. Ich brachte eines Tages ein Buch, eine sehr trockene Farbenlehre, zum Präfekten, um mir die Erlaubnis zum Lesen zu holen. Der Präfekt, ein sonst leidlich vernünftiger Mann, hatte das Buch

---

1) In der Bergpredigt preist Christus selig, die reinen Herzens sind: — die engen Herzens sind, hat er nirgends selig gepriesen, sagt Riehl.

kaum in Händen, als er an seinen Schreibtisch trat, und, wie ich von ferne sah, auf dem Umschlag mit Tinte etwas austilgte. Dann blätterte er einige Augenblicke darin und gab es mir zurück. Auf der unteren Hälfte des Umschlags befand sich ein schwarzer Klecks. Mit echter Knabenneugier untersuchte ich das Verbotene — nitimur in vetitum, semper cupimusque negata — und brachte zu meiner — Enttäuschung später heraus, daß der Tintenklecks nichts anderes verdeckte, als einen früher gar nicht beachteten Kartusch mit dem Verlegermonogramm, der von zwei kontuierten, höchst reizlosen, winzigen, aber — unbekleideten Putten (wie man sie häufig an Kirchenkanzeln aus der Rokokozeit trifft) gehalten wurde. Die ganze Vignette war nicht größer als eine gewöhnliche Briefmarke. Der vernünftige Leser wird lachen, wie ich damals gelacht und den Kopf geschüttelt habe, denn ich fand die Handlungsweise des Präfekten unbegreiflich. Aber macht es die Prüderie bei Litteraturwerken, im großen und ganzen genommen, anders? Muß man solche prüden Krittler und altjüngferlichen Gouvernantenseelen nach ihrem ganzen Gebahren doch für fähig halten, sich sogar bei Gott selber zu beklagen, daß er gewisse Dinge nun einmal so geschaffen hat, wie sie sind und wie er es in seiner unendlichen Weisheit für gut befunden hat.

Wenn man aber im Sinne jener Kopfhänger alles beseitigt, was den Menschen auch nur im geringsten anfechten kann (und was kann den einen oder andern nicht alles anfechten!), woran soll sich dann die sittliche Stärke, die doch auch nur durch Übung gewonnen wird, bilden und erproben? So wahr es ist, was schon der Heide Pythagoras meinte, in Liebessachen sei Spätlernen besser als Frühwissen, ebenso wahr ist es aber auch, daß eine Sittlichkeit und Reinheit, die nur auf Unwissenheit beruht, keine rechte Sittlichkeit und Reinheit ist. Alle sittliche Kraft, auch wenn sie vom Herzen und einem anerzogenen Schamgefühl unterstützt wird, wurzelt im Willen; auf die sittliche Ausbildung des Willens und des Pflichtbewußtseins hat der Erzieher daher das Hauptgewicht zu legen. Natürliche Unbefangenheit des Zöglings ist dabei von großem Wert, und ihm diese zu bewahren, kann die Erziehung selbst nicht unbefangen genug sein. Eine Sittlichkeit jedoch, die immerfort der äußeren Wächter bedarf statt der inneren Wachsamkeit, ist der Wächter überhaupt nicht wert, und sie am allerwenigsten kann einen Gradmesser für das Sittlich-Erlaubte in einer für Erwachsene bestimmten Litteratur abgeben.

Mehr denn je muß unsere Jugend heute apologetisch erzogen werden; sie muß die Gefahren kennen, die ihrer im Leben warten,

und ihr Wille muß frühzeitig gestärkt werden, denselben zu begegnen. Es ist ein sehr gefährliches Beginnen, einen jungen Mann heute in frommer Einfalt in das Leben hinauszuschicken. Er mag noch so gut erzogen worden sein, er ist damit nicht geschützt vor dem Fall, wenn er die Klippen nicht kennt, daran er straucheln kann.

Zum Schluß sei hier eine „Verteidigung" der katholischen Unterhaltungslitteratur, soweit sie für Familien in Betracht kommt, wiedergegeben. Angriff und Verteidigung sind gleich merkwürdig. Sie erschien unter dem Titel „Die illustrierten Zeitschriften und der Klerus" in dem „Korrespondenz- und Offertenblatt für die gesamte katholische Geistlichkeit Deutschlands." (Regensburg, Nr. 12. Erstes Blatt. Dezember 1895) und ist ein indirekter Beweis zu den vorstehend erhobenen Anklagen, zugleich ein geradezu klassisches Muster ungeschickter Abwehr und krankhafter Weltscheu. Es heißt in dem Aufsatz u. a.:

„Das Hauptreizmittel sind nun, — man kann es ja sagen „leider" — die Liebesromane, und wenn unsere Redakteure sich diesem Zug der Zeit entgegenstemmen wollten, so wäre das Häuflein ihrer Getreuen aller menschlichen Voraussicht nach in ganz kurzer Zeit sehr klein und die anderen — sie wären wieder Abonnenten der „Gartenlaube", der „Guten Stunde", des „Daheim" oder gar der „Modernen Kunst" u. s. w. Wem deshalb auch unsere katholischen illustrierten Zeitschriften ein Übel zu sein scheinen, der muß zum mindesten zugeben, daß sie wenigstens ein notwendiges Übel sind und zwar von zwei notwendigen Übeln das bei weitem kleinere. Selbst wenn unsere katholischen illustrierten Zeitschriften keinen anderen Wert hätten, als daß sie nichts Katholikenfeindliches und offenbar sittlich Anstößiges brächten, so müßten wir Seelsorger schon dahin wirken, daß nur durch sie in den betreffenden katholischen Familien mit dahingehendem Lesebedürfnis dies letztere ausgefüllt werde. Wir Seelsorger dürfen auch in dieser Frage keinen zu engherzigen Standpunkt einnehmen. Diese Zeitschriften sind nicht für uns geschrieben, sondern für Leute, die in der Welt draußen stehen. Wenn es diesen nicht mehr erlaubt sein sollte, das Bild einer vollständig anständig angezogenen weiblichen Figur zu betrachten, so dürften sie überhaupt nicht mehr auf die Straße gehen. Weltleuten (nur diesen?) fällt eben dabei gar nichts ein, solang der Anzug nicht unanständig ist. Und wenn neben einer anständigen weiblichen Figur eine anständige männliche steht, so kann man das doch nicht, wie es kürzlich in einer Zeitschrift bezüglich verschiedener Abbildungen des „Haus-

schatzes“ geschah, „unmoralisch“ oder „ekelerregend“ nennen, wenigstens (sic!) nicht für in der Welt stehende Leute.“

Ein Kommentar zu dieser zwar gutgemeinten, aber in ihren Schlußsätzen geradezu unsinnigen Verteidigung ist überflüssig.

Statt dessen sei es gestattet hier wiederzugeben, was in Bezug auf die hier behandelte Frage bereits vor mehreren Jahrzehnten ein Mann geschrieben hat, der in der Litteratur sozusagen auch einen katholischen Standpunkt vertrat, der aber nebenbei eine eminent künstlerisch empfindende Natur war und daher die Rechte der Sittlichkeit und der Kunst zugleich zu wahren strebte. Es ist Joseph von Eichendorff, der in seiner Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands (Schöningh 1866) 2. Teil S. 205 ff. sich folgendermaßen äußert:

„Wir sind gewiß weit davon entfernt, irgend einer lüderlichen Litteratur das Wort reden zu wollen. Aber ebenso entschieden müssen wir, um dem Dichter sein angeborenes Recht zu wahren, gegen das andere Extrem protestieren, das in dieser religiös aufgeregten Zeit der Poesie um so größere Gefahr droht, als es sich in den Mantel christlicher Liebe hüllt und mit geweihten Waffen zu streiten scheint; wir meinen den unzeitigen Rigorismus kirchlicher Beschränktheit von der einen Seite, und andererseits die Prüderie der Pietisten, dieser Pedanten der Sittlichkeit.

Die ersteren möchten am liebsten alles Sinnliche, namentlich alle Darstellung der Liebe, aus der Poesie verbannen, übersittlich und strenger als Christus, der selbst die Geschlechtsliebe durch die Ehe geheiligt hat. Sie wollen, allerdings ehrlich, nur das Überirdische, bemerken aber in ihrem blinden Eifer nicht, daß das Überirdische an sich undarstellbar ist, daß wir ja in aller Kunst nur die Sinnlichkeit zum Maßstabe des Übersinnlichen haben, und daß mithin z. B. eine gute Darstellung der heiligen Jungfrau, sowie jedes Heiligenbild ohne jenes lebendige Gefühl der irdischen Schönheit ganz unmöglich wäre. Es ist überhaupt wider die Weltordnung und hat jederzeit die meiste Verirrung hervorgebracht, irgend eine nicht zu beseitigende Elementarkraft der Seele, weil sie dem Mißbrauch ausgesetzt, eigensinnig ignorieren zu wollen, anstatt sie vielmehr nach besten Kräften zu veredeln. Ist daher, nach menschlicher Voraussicht, durchaus keine Hoffnung vorhanden, die Liebe jemals gründlich von der Erde vertilgen zu können, so handeln diejenigen ohne Zweifel sehr unverständig, die sie von ihrem natürlichen Boden, von der Poesie abzutrennen trachten, und, also entadelt, nur den niederen Begierden zum Raube vorwerfen. Eben weil die Liebe nur von Poesie lebt, bildet sie auch das unver-

wüstliche Grundthema aller Dichtungen, dessen höhere oder gemeinere Auffassung von jeher den wahren Dichter von dem unberufenen unterschieden hat.

Der Pietismus dagegen, zaghafter und ohne die entschlossene Begeisterung einer totalen Umkehr, die von keinen Konzessionen weiß, möchte zwischen jener klösterlichen Ascetik und der weltlichen Zügellosigkeit sich in Poesie und Leben ein stillfrommes juste milieu zurechtmachen. Er will den Sinnengenuß und die Liebe sich allenfalls gefallen und wohlbekommen lassen, aber zugleich aus Furcht vor der Sünde die Lust neutralisieren. Die Farben sollen nicht brennen, die Blumen erst ängstlich fragen, ob sie nicht etwa zu kräftig duften und vielleicht ein paar Schwachköpfe berauschen könnten; das ganze gewaltige Leben soll in ein sanftes Handbuch der Moral umgeschrieben werden in usum Delphini: jener zerfallenen, wurmstichigen, hysterisch-schreckhaften Unschuld, die aus jedem Blütenkelche nur ihr eigenes heimliches Teufelchen aufducken und ihr ein Schnippchen schlagen sieht. Aber die schwüle Langweiligkeit eines solchen englischen Sonntags ist, abgesehen von der dabei kaum zu beseitigenden Heuchelei, ohne Zweifel unheilbrütender, als die unbefangene, kecke Lust eines gesunden Volkes, das wieder einmal den Arbeitsschmutz der ganzen Woche von sich kehrt und sich innerlich stärkt. Denn rechte Freude ist eine ebenso starke Schwinge, und lehrt ebenso herzinnig beten, als die Not, weil beide, worauf es am Ende ankommt, die Rinde der trägen Gleichgültigkeit brechen, die das Herz vom Himmel scheidet. In jener temperierten, flauen, abgeblaßten Sittendiät und Selbstverhätschlung aber ist, wie in aller Halbheit, keine Erhebung.

Beide Gegner daher, die herben Ascetiker wie die süßlichen Pietisten, würden, wenn das überhaupt thunlich wäre, in ihren Konsequenzen gar bald mit der Poesie fertig werden, die sie ohnedem, weil sie sie nicht verstehen, nur unwillig tolerieren. Denn eine kräftige Sinnenwelt ist das unabweisbare Material aller Kunst, und es ist gleichviel, ob die einen dieses Material ganz vernichten, oder die andern es zu einer impotenten Negation verstümmeln wollen. Diese unerquickliche Leere aber, womit weder Gott noch Menschen gedient ist, müßte notwendig wieder zur Lüge führen, d. i. zur falschen Sentimentalität oder zu dem Surrogat einer abstrakten Unnatur mit körperloser Liebe und rethorischer Tugend. Gerade der frische Blick in die Welt und die tiefere Ahnung ihrer verhüllten geistigen Physiognomie bezeichnet den Dichter, dessen Sache es ist, nicht, wie der Vogel Strauß beim Anblick des Jägers, vor dem bunten Wirrsal feig den Kopf zu verstecken, sondern die sinnliche Erscheinung im Feuer himmlischer Schön-

heit zu taufen und vom Gemeinen zu erlösen. Nur in der wohlverstandenen, innigen Eintracht von Poesie und Religion also ist für beide Heil, denn die wahre Poesie ist durchaus religiös und die Religion poetisch."

Die mangelhaften Zustände auf dem Gebiet unserer Kritik müssen als der fünfte Grund unserer im allgemeinen unbefriedigenden Litteraturverhältnisse bezeichnet werden. Von wenigen ehrenvollen Ausnahmen (Österreichisches Litteraturblatt und zuweilen Litterar. Beilage der Köln. Volkszeitung) abgesehen, tritt in den meisten Fachblättern und vor allem in der Tagespresse eine solche kritische Unreife zu Tage, daß man in den meisten Fällen nicht weiß, ob sie durch das verbohrte Festsitzen auf einem einseitigen Parteistandpunkt oder durch thatsächliche Verständnislosigkeit in litterarisch-künstlerischen Fragen verschuldet ist. Der eklatanteste Fall sinnloser Lobhudelei aus jüngster Zeit betrifft die Gedichtsammlung eines in Frankreich lebenden elsäßischen Geistlichen. Der Verleger hat in dem zweiten Bändchen eine Reihe der ihm willkommensten Urteile der Presse über die Gedichte zusammengestellt. Es sind z. T. angesehene Blätter, die sich dabei kritische Blößen geben, wie man es nicht für möglich halten sollte. Die Gedichte, obwohl ernst gemeint, erinnern an den Stil der Jobsiade und sind die Erzeugnisse eines Mannes, der weder dichterische Begabung besitzt, noch die deutsche Sprache beherrscht. Nichtsdestoweniger heißt es in einer jener Besprechungen: „Kraftvolle und gehaltvolle Geistesnahrung wird hier in der kristallenen Schale edler Sprache und formvollendeten Versbaues dem Leser kredenzt . . . Wer daher Freund ist von solchen Edelsteinen einer gottbegeisterten Dichtkunst, dem wird das vorliegende erste Bändchen . . . . zu einer unerschöpflichen Fundgrube werden." Von vernünftigen, in gebührender Form ablehnenden Urteilen sind mir nur zwei vor Augen gekommen. Die Beispiele ließen sich häufen; man braucht nur einige wissenschaftliche Beilagen verschiedener Tageszeitungen und von den Zeitschriften etwa die „Katholische Welt" in die Hand zu nehmen, um solchem kritischen Widersinn in Menge zu begegnen.

Wir müssen uns hier noch einmal mit P. Kreiten beschäftigen. In Heft IV der „Stimmen aus Maria-Laach", Jahrgang 1898 bespricht er: Aglaë. Novelle aus dem vierten christlichen Jahrhundert von M. Herbert. Nachdem er mit nicht zu verkennender Unbehaglichkeit gesagt hat, daß die Verfasserin ihren Stoff nicht mit der erforderlichen Objektivität behandelt habe, — daß sie an die Menschen und Verhältnisse des vierten Jahrhunderts herantrete wie

ein moderner Reisender an die alten Statuen und Ruinen — daß die Diktion nach modernem Zeitungsstile schmecke und unnatürlich sei — daß der Stoff der künstlerischen Vertiefung entbehre, schließt er also: „Doch das sind Ausstellungen, die andeuten (sic!) sollen, was das Buch noch hätte werden können, die aber seinem jetzigen Werte keinen Eintrag thun wollen (ei, ei!). Mag noch so manche Einzelheit (siehe oben!) verbesserungsfähig (!) sein: im ganzen wüßten wir doch niemand, der das Buch in seiner jetzigen Gestalt schreiben könnte außer eben — M. Herbert (allerdings!), und so wundern wir uns auch denn keineswegs, daß die eigenartige Auffassung, der glänzende Stil, der geistreiche Vortrag, die plastischen Beschreibungen und die flotte Erzählung der gesamten (?) Kritik nahezu einstimmig das größte Lob abgerungen haben." — Und das sagt der gewiegte Kritiker nach so schweren, das Werk in seinem Wesen treffenden Vorwürfen, sagt es einem Machwerk gegenüber, das der reinste Hohn auf eine historische Novelle ist.

Der hier ausgesprochene Tadel gegen einen großen Teil unserer Kritik steht nicht vereinzelt. Die Köln. Volkszeitung hat wiederholt ihre Stimme erhoben, und neuerdings ist in dem in Luzern erscheinenden „Vaterland" eine Reihe von Artikeln erschienen, in denen ein gewisser Philalethes „Litterarische Wahrheiten" sagt, unter denen die einwandfreiesten und treffendsten jedenfalls diejenigen sind, welche „unsere Kritik" zum Gegenstand haben.

Wenn er darin zum vornherein bemerkt, „daß wir in diesem Punkte nicht übler dastehen, als die andern", so ist das jedoch auch wieder eine Kritik, die auf Kosten der Wahrheit Schonung übt. Denn es ist Thatsache, daß im allgemeinen von den Zeitschriften, kritischen Blättern, Revuen und größeren Tageszeitungen nichtkatholischen Charakters, die ästhetisch-künstlerische Seite der Litteraturbetrachtung viel mehr und strenger zu ihrem Rechte kommt, als im allgemeinen bei uns. Und doch ist es, wie Philalethes weiterfährt, „von uns Katholiken, die wir uns so fröhlich der Wahrheit berühmen, doppelt abscheulich, eine unwahre Kunstkritik, wie die heutige, alles Gute und Arge überwuchernde, zu dulden. Vermöge ihrer Lobhudelei werden Bastarde als echte Sprossen des Lorbeerbaumes und die geistlosesten Dingerchen als Saphire und Rubine unter das Volk geworfen . . . Wenn z. B. das verlegte Büchlein von einem verdienten Herrn, Gelehrten, Geistlichen stammt, ja sagen wir von einem Doktor der Theologie, des Rechtes, der Philosophie, so hat man in unseren Kreisen schon um dessentwillen eine unbesieg-

liche Scheu, das Werk, so rügenswert es immer sei, zu tadeln. Man verschweigt das Schlimme und zupft die paar guten Fädlein, die bekanntlich an jedem Bettellappen bleiben, gehörig heraus. Der dünkt sich schon ein ordentlicher Held, der etwas Pfeffer in den Brei gestreut hat, nachdem er allerdings auch eine doppelte Dosis Zucker aufgewendet. Ebenso verhält es sich mit poetischen Arbeiten, die eine gute Tendenz verfolgen. Es scheint uns unrecht, so brave, fromme, aber poesielose Leistungen mit der gestrengen Elle der Kunst zu messen. Die Andacht der Zeilen wirft da einen gütigen Schleier über die artistischen Blößen. Wehe dem, der sich erdreisten wollte, solches Geschreibe zu verurteilen! Er schriebe sein eigenes moralisches Todesurteil. Denn es liegt doch auf der Hand, daß er ein Feind aller Bravheit ist, das Schöne dem Guten, die Kunst der Wahrheit vorzieht. Er liebäugelt sehr auffallend mit dem Materialismus, ja er wird selbst ein Materialist sein, und nicht der zahmste. — Solchen Widersinn bekommt man reichlich zu hören."

Philalethes führt nunmehr aus seiner eigensten Erfahrung eine Reihe von Beweisen an, die jeder, der an der Berechtigung des hier ausgesprochenen Tadels noch zweifeln sollte, in der Beilage zu Nr. 108 des „Vaterland" vom 14. Mai 1898 selbst nachlesen mag.

In ähnlicher Weise hat die „Köln. Volkszeitung" (Litterar. Beilage Nr. 213 vom 1. April 1895) die üblen Gewohnheiten unserer Kritik schon vor Jahren gebrandmarkt. Daß es seitdem nicht besser geworden ist, beweist u. a. der Eingangs erwähnte Fall. Die Folgen sind für unsere Litteratur handgreiflich. Ein Autor, der vorweg weiß, daß er empfohlen und gepriesen wird, wofern seine Leistungen nur gesinnungstüchtig sind, wird entweder vor Ekel lieber nicht zur Feder greifen oder, wenn ihm äußerer Erfolg die Hauptsache ist, nicht allzu streng gegen sich selbst sein.

Aber auch der Geschmack und das litterarische Interesse der Leser leidet bei solchen Verhältnissen in hohem Grade. Denn entweder wird da geglaubt, was so ein Zeitungsmann in seiner kritischen Machtvollkommenheit hinausposaunt, und dann findet das Buch seinen Absatz und stiftet Geschmacksverwirrung, wo es hinkommt, oder die erteilten Zensuren werden in ihrer Unglaubwürdigkeit erkannt, und dann beginnt das Mißtrauen, unter dem von den also gepriesenen „katholischen Dichtern" nicht nur die Pfuscher, sondern auch echte Begabungen leiden müssen. Jene Mißtrauischen aber sind dann jene Leser aus den „besseren" Kreisen, von denen der Eingangs dieser Broschüre erwähnte H-Korrespondent so wegwerfend sagt, daß sie den katholischen Blättern überhaupt keine beachtenswerten Leistungen zutrauten.

Hier muß, wenn wir überhaupt litterarischen Ehrgeiz besitzen, mit allen Mitteln Wandel geschaffen werden.

Dabei wäre u. a. auch der „Waschzettel“-Unfug einzuschränken. Es muß einfach als charakterlos gelten, wenn ein Blatt einen sogenannten Waschzettel abdruckt, der das Buch, dem er beiliegt, lobhudelt. Das gute Beispiel hierzu müßte aber von oben ausgehen, ich meine von jenen größeren Tagesblättern, die sich etwas darauf zugute thun, sogenannte wissenschaftliche, litterarische Beilagen zu haben. Kommt es doch sogar vor, wie ich von unzufriedenen Verlegern bestimmt weiß, daß angesehene Blätter den vermißten „Waschzettel“ nachträglich reklamieren, um den abgedruckten nach einigen Tagen als Quittung für das empfangene Werk einzusenden.

Bei dieser Brandmarkung des „Waschzettels“ ist meines Erachtens jedoch wohl zu unterscheiden zwischen solchen, die die Publikation, wenn auch in verblümter Form, lobhudeln, und solchen, die eine rein sachliche Inhaltsangabe machen. Die letztere Sorte kann als ein dem Rezensenten zugedachte Erleichterung seiner Arbeit gelten, indem er darin eine hin und wieder vom Autor selbst besorgte Zusammenfassung der Grundgedanken des Werkes besitzt. Immerhin wird der Kritiker aber auch dann noch zu prüfen haben, ob diese Inhaltsangabe richtig ist, da auch in dieser sachlichen Form reklamenhafte Schönfärberei stattfinden kann.

Vielen Verlegern wird allerdings die Verpönung des „Waschzettels“ (die Köln. Volkszeitung drohte einmal, alle jene Blätter zu nennen, von denen ihr bekannt würde, daß sie sich kritiklos auf das Abdrucken von „Waschzetteln“ verlegten) nicht zum Vorteil gereichen und daher auch nicht angenehm sein, denn sie wissen aus Erfahrung sehr wohl, wie die öffentlichen Redaktionsquittungen über empfangene Bücher, besonders bei den kleineren, mit der Schere gemachten Blättern meist ausfallen. Man sieht ihnen schon von weitem an, daß ihre Urheber das Buch entweder nicht gelesen oder von dem Gelesenen kein fachliches Verständnis haben. Hier kann der bestehenden Mißwirtschaft nur abgeholfen werden, wenn sich der Verleger bei solchen Blättern mit einer einfachen, sachlichen Anzeige zufrieden gibt oder dem Buch das Urteil eines hervorragenden gewissenhaften Blattes mit Quellenangabe beifügt und dem Blättchen den Abdruck anheimstellt.

Die Beseitigung oder Einschränkung des „Waschzettel“-Unfugs wäre allerdings nur ein negativer Erfolg. Ihn sofort in einen positiven umzuwandeln, wird durch äußere Maßnahmen nicht möglich sein. Aber dieser ist, wenn die erstere Maßregel auch nur zum Teil gelänge, doch damit angebahnt. Und brächte es diese Broschüre gar

dahin, wie ihr Verfasser von Herzen wünscht, unter den Katholiken deutscher Zunge den litterarischen Ehrgeiz anzuspornen, sodaß man sich unbefangener als bisher den guten ästhetischen und künstlerischen Neigungen der Zeit durch geistige Anteilnahme zuwendet, so steht zu hoffen, daß auch unsere Kritik etwas anspruchsvoller wird und die Redaktionen auch der mittleren Blätter unter ihren Mitgliedern wenigstens eines besitzen, das den litterarischen Aufgaben des Blattes mit Ehren und zum Wohl der Gesamtheit gerecht zu werden vermag.

Als sechster Grund glaube ich geltend machen zu müssen, daß wir kein belletristisches Organ besitzen, das seine Leser ausschließlich bei gebildeten Erwachsenen sucht. Ich meine ein Organ, etwa wie Westermanns oder wie Velhagen und Klasings Monatshefte, wie die deutsche Rundschau von Rodenberg, die deutsche Revue von Fleischer oder Nord und Süd von Lindau. Manches tüchtige Werk, Original oder Übersetzung, das sich zwar für eine Familienzeitschrift nicht eignet, aber nichtsdestoweniger in katholischen Kreisen verdienten Anklang finden würde, könnte auf diese Weise veröffentlicht werden und müßte es sich nicht gefallen lassen, wie z. B. der Roman „Lappalien“ in einer Zeitschrift neben Romanen Zolas und Maupassants zu erscheinen. Daß sich übrigens unsere bestehenden Zeitschriften und größeren Tagesblätter diesen letztgenannten Roman entgehen ließen, ist unbegreiflich und erklärt sich nur aus Furcht vor der Engherzigkeit, mit der die betreffenden Redaktionen zu kämpfen haben. Hätten wir eine belletristische, revueartige Zeitschrift großen Stils, so fielen solche kleinliche Rücksichten fort, und für tüchtige Autoren erwüchse daraus der nicht unbeträchtliche Vorteil, mit solchen für die jetzt bestehenden Organe weniger geeigneten Werken in anderen Blättern nicht in eine Gesellschaft zu geraten, die ihnen unwillkommen sein muß.

Eine sofortige Buchausgabe ist besonders bei Werken junger Autoren, die sich in einer Zeitschrift beim Publikum gleichsam erst einführen, sich ein Publikum erobern müssen, gar häufig zu wenig lohnend, sodaß selbst viele Verleger heutzutage die Buchausgabe nur erwerben und ordentlich honorieren, wenn ihnen zugleich erlaubt ist, den ersten Abdruck an ein periodisches Organ zu verkaufen. Bei den Litteraturverhältnissen, wie sie gegenwärtig bei uns bestehen, kann ein katholischer Autor von seiner Feder nicht leben. Will er dies, so muß er zugleich auch an nichtkatholischen Blättern mitschreiben, und nur der Unverstand oder der Fanatismus kann ihm angesichts der zur Zeit bestehenden Verhältnisse deshalb Vorwürfe machen.

Als einen letzten Grund möchte ich den geringen Wagemut

vieler unserer Verleger anführen, die oft auch lieber mit dem Strom schwimmen, als sich einmal mit einem tüchtigen belletristischen Werk den ja sicher unausbleiblichen Verketzerungen einer engherzigen und blöden Kritik oder dem händefaltenden Bedauern der Frömmler auszusetzen. Pfarrer Hansjakob wurde seinen ursprünglichen katholischen Verlegern nur deshalb untreu, weil deren litterarische Zensoren ihm das Leben sauer machten. Heute schreibt er ohne diesen engherzigen, kleinlichen Plackereien ausgesetzt zu sein, und ich wüßte nicht, was seine Schriften enthielten, das nicht auch ein katholischer Verleger anbieten könnte.

Ich habe hier sieben Gründe angeführt, von denen ich glaube, daß sie bei einer gerechten, wahrheitsliebenden Beurteilung unserer litterarischen Verhältnisse am schwersten in die Wagschale fallen. Aber ich will damit nicht sagen, daß dies alle Gründe seien. Der scheinbar wichtigste jedoch, daß es nämlich unter den Katholiken, wie es in der Frankfurter Zeitung (Nr. 119) vom 1. Mai 1898 heißt, „an großen Männern — im litteraturgeschichtlichen Sinn gemeint — gebricht“, dünkt mir just derjenige, der uns am wenigsten mit Sorge erfüllen müßte. Allerdings haben wir, auch wenn die Ursachen unserer Inferiorität hinwegfielen, noch keineswegs gewonnenes Spiel. Aber mit der Beseitigung der Hindernisse haben wir wenigstens das Mögliche gethan, um den im Keim vorhandenen Begabungen den Durchbruch, die ungehemmte Entwickelung zu ermöglichen. Die Bedingungen schaffen, unter denen eine Litteratur und Kunst entstehen, leben und sich fortbilden kann, ist überhaupt die Pflicht einer jeden Gesellschaft, die das Schöne liebt, und wir dürfen uns dieser Pflicht um so weniger entziehen, als wir in dieser Hinsicht in der Kirche selbst die leuchtendsten Vorbilder haben.

VI.

Unsere Familienblätter und Zeitungen.

Die katholischen deutschen Familienblätter haben in den letzten Jahren, was ihr Äußeres und z. T. auch den Inhalt betrifft, durchgängig einen erfreulichen Aufschwung genommen. Insbesondere verdienen in dieser Beziehung die Bemühungen und Opfer der Verleger von „Alte und Neue Welt“ alle Anerkennung. Auch der „Hausschatz“ hat den größeren Anforderungen der Zeit nach dieser Seite in erfreulicher Weise Rechnung getragen, und ein Gleiches kann man, wenn auch mit geringerem Nachdruck, von der „Katholischen Welt“ behaupten.

Um so mehr ist es zu bedauern, daß bei diesen Blättern ohne Ausnahme der rein erzählende Inhalt nicht alleweil auf der der modernen Ausstattung entsprechenden Höhe steht. Das kann und soll natürlich kein Vorwurf für die betreffenden Redaktionen sein. Diese hängen von den allgemeinen litterarischen Verhältnissen, von dem jeweiligen Stand der Produktion, und was hier sehr in Anschlag kommt, von dem irregeleiteten oder nicht gebildeten Geschmack großer Leserkreise ab, der nicht selten unter förmlichen Drohungen geltend gemacht wird. Und da das primum vivere auch bei diesen Blättern die erste Bedingung ist, so wird man begreifen, daß das philosophari bei solcher Sachlage mitunter zu kurz kommt.

Familienblätter, die notwendigerweise aus lauter Kompromissen mit den verschiedensten Verhältnissen gleichsam zusammengesetzt sind, können selbstverständlich das geistige Niveau einer Litteratur nicht vorstellen. Es wird von ihnen manches ausgeschlossen bleiben müssen, das zwar von einem weiteren Standpunkt aus vollkommen tadellos sein mag und doch für eine offen daliegende Familienlektüre nicht geeignet ist. Aus früher Gesagtem geht das klar hervor.

Aber auch bei Familienblättern kann man in Bezug auf das non licet zu weit gehen und, wie dies gar häufig geschieht, einer Engherzigkeit huldigen, die nicht nur diesen Blättern, sondern auch

der Sache, der sie dienen, mehr schadet als nützt. Vieles, was im vorhergehenden Kapitel über diesen Punkt bereits gesagt wurde, gilt daher auch hier. Die Zimperlichkeit gewisser Kritiker und Krittler verschuldet es sehr häufig, daß die Redaktionen von der Erwerbung des Besten absehen müssen, nur weil sie zu fürchten haben, wegen gewisser darin vorkommender Dinge z. B. einem Selbstmord, einem Duell, einem unehelichen Kinde und dergleichen mehr angegriffen und verdächtigt zu werden. Und diese Angriffe erfolgen nicht etwa, weil solche Dinge als erlaubt geschildert und hingestellt werden, was natürlich in keinem katholischen Blatt gedruckt würde, sondern weil sie überhaupt vorkommen und in der Verwicklung der Fabel eine Rolle spielen. Die mannigfachen Abwehrversuche der betreffenden Redaktionen, wie sie besonders in den Berichterstattungen über die litterarischen Abstimmungen in der „Alten und Neuen Welt" sowie in der Köln. Volkszeitung enthalten sind, liefern Belege hierfür.

Dieser übertriebene und lächerlich ängstliche Standpunkt hat es offenbar auch verhindert, daß der Roman „Lappalien" des spanischen Jesuitenpaters Coloma in einem dieser Blätter Aufnahme gefunden hat. Als sich eines davon nach langem Besinnen und Hin- und Herfragen glücklich zu dem „Wagnis" entschlossen hatte, war es zu spät. Kaum aber lag die deutsche Ausgabe des Verlages Vita in Berlin vor, da wurde öffentliches Bedauern laut, daß die katholischen Zeitschriften und Verleger sich diesen Roman hätten entgehen lassen. Nur der „Litterarische Handweiser" vertrat die merkwürdige Ansicht: „In den katholischen Zeitschriften deutscher Zunge, auch in den nur der Unterhaltung gewidmeten Blättern hätten die Lappalien keine Unterkunft finden dürfen." Wo ist nun hier das Richtige? In Spanien erschien der Roman in dem von den Jesuiten geleiteten „Bote vom heiligen Herzen Jesu", und der Verfasser hat bei der Veröffentlichung durchaus nicht nur an abgehärtete und reife Leser gedacht. In der Vorrede tritt er ausdrücklich dem Einwand entgegen, sein Roman könne allenfalls die Herzensunschuld gefährden, und fragt: „Von welcher Unschuld spricht man da? Von der wahren, arglosen, frommen Herzensunschuld, die nichts weiß und die weder von der Theorie noch von der Praxis etwas ahnt? Sie wird diese Blätter ohne Verständnis durchlesen und ohne zwischen den Zeilen zu suchen, sie wird die Rose pflücken, ohne an den Dung zu denken. Und wenn sie ihn doch riecht und ihn dann entdeckt, so waren ihre Augen eben nicht so verschlossen, wie man sich einbildete, so zog diese Unschuld ihre Kraft weniger aus ihrer Herzensreinheit, als aus ihrem Nichtwissen."

Aber die Kinder? fragen jene ängstlichen Gemüter? Was werden die Folgen sein, wenn Kinder etwa diesen Roman mit der Zeitschrift in die Hände bekommen? Ganz einfach, sie werden ihn nicht lesen. Denn es ist ganz undenkbar, daß ein Kind an einem derartigen Roman Interesse findet und versteht, worum es sich darin handelt. Gewiß, es ist kein Roman für Kinder, aber zu verstecken braucht man ihn vor seinen Kindern deshalb doch nicht. Und was die heranwachsende weibliche Jugend betrifft, die ja mit Vorliebe die Romanlektüre in solchen Blättern pflegt, ist der wohl mehr gedient, wenn unsere Familienzeitschriften wie besonders „Alte und Neue Welt“ mit einzelnen Romanen von J. Edhor das Leben grundsätzlich ignorieren, um ihre Vorstellungswelt mit Wesen zu bevölkern, wie sie die rauhe Wirklichkeit nicht kennt, oder wenn sie hin und wieder auch einmal einen Blick auf die Kehrseite der Medaille gestatten? Illusionen zerstören, ist nicht gleichbedeutend mit Vernichtung des Idealismus und schöner Lebensauffassung. Daß aber ein Roman das Leben schildern kann, wie es ist, und doch keine lasciven Ausmalereien zu enthalten brauche, das beweist der Roman des spanischen Ordensmannes.

Prüderie und Engherzigkeit haben es an diesen Blättern zum großen Teil verschuldet, daß ein beträchtlicher Teil katholischer Leser über sie die Nase rümpft und ihnen nichts Rechtes zutraut. Das mag vielleicht eine Verkennung und Übertreibung sein — in „Alte und Neue Welt“ finden wir neuerdings einen so bedeutenden Autor wie Sienkiewicz vertreten, und unter den Mitarbeitern dieses sowie des Regensburger Blattes begegnen wir unstreitig guten Namen — aber es ist doch wohl kaum statthaft, diese Katholiken ohne Weiteres damit abzuthun, daß man sie der Vorliebe für „Pikantes“ bezichtigt. Ich kann manche Geschichte in diesen Blättern recht fad und langweilig und ob ihrer Wirklichkeitsschen blöd finden und doch die sogenannte pikante, mondäne Litteratur gründlich verabscheuen. Ich kann andererseits Liebesgeschichten sehr gern lesen und vor den meisten in den genannten Blättern einen gründlichen Ekel empfinden. Wie so? Weil ich ganz einfach jede Darstellung von Liebe, die sich Selbstzweck ist, als Mann verabscheue und sie nur dann für berechtigt halte, wenn mir darin ein schönes, unverfälschtes Stück Menschennatur entgegentritt. Überall, wo dies nicht der Fall, wo die ganze Geschichte nur darauf hinausläuft, daß der Hans seine Grete nach Überwindung von so und so vielen Schwierigkeiten kriege, wo das ganze Liebesthema nur als Spannungs- und Verwicklungshandhabe benutzt ist und die halbe Welt in Aufruhr gebracht wird, um ein Männlein mit einem Weiblein einzuthun, nach denen, sobald der

Kuppelrausch des Autors verflogen, kein Hahn mehr kräht, kurz überall, wo der Autor nur eine Paraphrase des bei ihm erwachten Pupertäts- oder Johannistriebs schreibt, wird sich ein jeder Mensch, dem nicht der Kuppelberuf im Blute steckt, mit herzhafter Abscheu wegwenden. Leider ist der größte Teil sogenannter Romane dieser letzteren Art. Nicht die Liebe als eine der elementarsten Äußerungen der Menschennatur wird darin vorgeführt, sondern das Liebesverhältnis, die „Bekanntschaft", das Tächtel-Mächtel.

Und doch bleibt diese Sorte von Romanen, sobald nur alles recht anständig darin verläuft und hinter jedem Liebespaar eine Respektsperson als Tugendwächterin steht (denn trauen kann man diesen Liebespärchen doch nie!), meist unangefochten, während sie doch die Lebensauffassung der Leser zweifellos verderblicher beeinflußt, als ein ernstes, soziales Zeitbild, welches das Leben, wenn auch in zurückhaltender, schonender Weise, schildert, wie es ist.

Seit mehreren Jahren ist als vielgepriesener Ersatz für derlei Liebesromane der Abenteurerroman stark in den Vordergrund getreten, und der „Hausschatz" hat das zweifelhafte Verdienst, ihn unter der Firma Karl May in weiten Kreisen eingebürgert zu haben. Nun, wenn es ein Drittes nicht gäbe, so muß ich schon offen gestehen, wäre mir der Abenteurerroman doch noch lieber als der Kuppel- und Familienklatschroman[1]). Aber da es dies Dritte recht wohl gibt, und da es sich außerdem bei dem Abenteurerroman bis heute nur um solche von Karl May handelt, so darf man wohl sagen, daß auch dieser „Ersatz" nicht viel höher als das Ersetzte anzuschlagen ist. Zur litterarischen Geschmacksverderbnis haben die Karl Mayschen Romane sicherlich viel beigetragen, und wenn der „Hausschatz" die durch seinen Karl May-Kultus gerufenen Geister heute nicht mehr los wird, so ist das angesichts der letzten Geschichte „Im Reich des silbernen Löwen" schon ein bedenkliches Zeichen. Daß diese reiselitterarischen Taxiliaden mit ihren als captationes benevolentiae eingeflochtenen religiösen Phrasen übrigens auch vom erzieherischen Standpunkt aus nicht ganz einwandfrei sind, das beweist nebst dem in einzelnen Internaten erlassenen Verbot dieser Lektüre eine im Mai d. J. durch die Blätter gegangene Notiz, worin aus Bamberg berichtet wurde: „Das von hier entflohene, sehr jugendliche

---

1) Der „fromme" Familienklatschroman, wie er z. B. unter dem Titel Mariquita im 31. Jahrgang von „Alte und Neue Welt" vertreten war, gehört natürlich auch hierher. Vom wahrhaft religiösen Roman ist er um Siriusweiten entfernt.

Liebespärchen wurde heute in der fränkischen Schweiz aufgegriffen. Man hatte vermutet, es sei ins Ausland geflohen. Der Junge, dem die Karl Mayschen Romane den Kopf verdreht haben, war schon im vorigen Jahre nach Triest durchgegangen, um sich nach Arabien einzuschiffen."

Ein überspannter Junge kann natürlich aus jedem Roman den Anstoß zu „Geniestreichen" erhalten. Ich erwähne die Thatsache hier nur, weil die Karl Mayschen Romane von mancher Seite, gestützt auf zahlreiche vom Verleger reklamemäßig ausgenützte bischöfliche Empfehlungen, als das non plus ultra einer gediegenen Familienblattlektüre gepriesen werden und in weiten Kreisen etwas anderes gar nicht mehr neben ihnen aufkommen kann.

Um Karl Mays auf rein stoffliche Wirkungen berechnete Reiselitteratur übrigens auch in ihrer ganzen litterarischen Bedeutungslosigkeit zu erkennen, braucht man sie nur etwa mit Sealsfields (Karl Postl's) exotischen Novellen und Romanen oder auch mit Bret-Hartes Kalifornischen Erzählungen zu vergleichen.

Neben unseren Zeitschriften kommt als Organ für eine bessere belletristische Unterhaltung nur noch die „Kölnische Volkszeitung" in Betracht, die in ihrem Feuilleton das Gute will und auch Opfer bringt. In der Auswahl läßt sie sich jedoch bedauerlicherweise von den gleichen kleinlichen Rücksichten leiten, wie einige dieser Zeitschriften, obwohl sie als großes politisches Organ noch weniger in die Hände der unreifen Jugend gehört als Familienblätter. Den übrigen Tageszeitungen und ihren Beilagen kann man ein gleiches Lob nicht spenden. Sie behandeln ihr Feuilleton mehr nach dem Grundsatz der Billigkeit als dem der litterarischen Bedeutsamkeit, und es ist mir nicht bekannt, daß durch eines von ihnen jemals ein litterarisch hervorragenderes Werk in die Öffentlichkeit gekommen wäre. Und doch sollte es mich wundern, wenn nicht ein großer Teil just derjenigen Blätter, die am wenigsten Opfer bringen, sich am meisten entrüsten wird über die hier behauptete Rückständigkeit der deutschen Katholiken auf belletristischem Gebiet.

Einen erklecklichen Einfluß auf die litterarische Qualität all jener Zeitschriften und Zeitungen, resp. ihrer Feuilletons üben jene wenigen Abonnenten aus, die sich als die Wächter des litterarischen „Anstandes" aufspielend, immerfort den kritischen Stift in der Hand führen, um den Redaktionen gleich über alles, was ihrem engen Sinn als anstößig erscheint oder ihrem ungebildeten Geschmack nicht zusagt, die Leviten zu lesen. Im Verhältnis zur großen Leserzahl sind sie ver-

schwindend, und doch gelten sie bei den meisten Redaktionen als „unsere Abonnenten", die das Maß der litterarischen Ansprüche darstellen.

Ich finde über dieses Thema in dem 7. Heft des „Kunstwart" 1898 unter dem Titel „Wer sind unsere Abonnenten?" einen kleinen, aber die thatsächlichen Verhältnisse so scharf treffenden Aufsatz, daß ich verzichte, das dort gut Gesagte hier mit andern Worten zu wiederholen und lieber die Ausführungen des ungenannten Verfassers wesentlich hier wiedergebe:

„‚Ich kenne nachgerade unsere Abonnenten! Die wollen ihren Zeitungsroman allmorgentlich genießen als milden Milchkaffee mit frommen Butterwecken; gegen ungewöhnliche Kost würden sie bald genug revoltieren'. So etwa bekam ich's zu hören, als ich einmal versucht hatte, eine der harmlosesten und unanstößigsten Schelmenstreichgeschichten unterzubringen, deren einziger Wert in den lustigen Kapriolen der Charakterisierung bestehen konnte. Lang, lang ist's her; der Groll ist verflogen, daß ich zu viele Bogen lang „prickelnd" gewesen sein sollte. Aber ich habe seitdem darüber nachgedacht, wie denn der Herr Redakteur, ein guter, lieber Freund von mir obenein, seine Leser eigentlich kennen lernt. Zwanzig verständige Leser, die alle sein Blatt lesen, griffen sich an den Kopf, wenn man von den Romanen sprach, die er nun wirklich brachte:

„Ist ja wieder ein kolossaaaler Blödsinn!"

„Ja warum laßt Ihr's Euch denn gefallen?" fragte ich dann.

„Sollen wir um jeden Schund vorstellig werden? Man weiß ja, daß die Romanspalte ungenießbar ist. Man muß sich eben an das Übrige halten. Und da ist ja immerhin genug. Wer hätte auch Zeit, obenein noch mit Redaktionen zu hadern? Schlimmstenfalls bestellt man das Blatt ab."

„Und warum thut Ihr's nicht, als nachdrücklichste Kritik?!"

„Die anderen Blätter sind ja auch nicht besser!" — Aber warum nicht? — Weils die Abonnenten nicht wollen. Die vernünftigen! Schreibt, sag' ich Euch, schimpft! Die Redaktionen sind Eure Knechte, wenn ihr schreibt. Denn obenan sitzt der Herr Verleger und wartet auf die Stimmen der Völker, die als Silberlinge in seinen Beutel klingen sollen. Schreibt, denn nur so hört er, daß er Trödelware verkauft!

Da ist die unbeschäftigte Tante Rosalie, die über jeden Roman ihre Meinung mit der Redaktion wechseln muß, die alte Amtsgerichtsrätin, die's mit dem Moralischen hat, der Herr Rittergutsbesitzer, dessen höhere Töchter die Ehrfurcht vor dem Papa einbüßen würden, wenn

sie wüßten, wie's in der Welt zugeht, da sind ganze Konventikel von Gänserichen und Gänsen, die nichts anderes zu thun haben, als über ihre Zeitung die nötigen Kundgebungen und Drohungen mit Kündigung vor dem Verleger schnattern zu lassen, und dieser Verzapfer öffentlicher Meinung zittert vor ihnen. Denn ihm ist es klar, daß jedes Schreiben die Ansicht von mindestens hundert Abonnenten ausspricht; selbst ihre Dummheit zählt er nicht als furchtmildernd für sich, denn er weiß, daß er bei der Masse seiner Abnehmer auf diese Gottesgabe angewiesen ist. Und hundert Abonnenten weniger! „Wer kann dabei eine Zeitung machen?"

So liegt es thatsächlich. Ich gehe jede Wette ein, daß jedes Blatt 5 % Leser hat, die für eine über das Familienblattmäßige hinausgehende Litteratur dankbar sein würden, die aber zu beschäftigt, zu gleichgültig, zu — vernünftig (und zu resigniert-hoffnungslos!) sind, mit ihrer Zeitung darum Krieg anzufangen. Unter den 95 % übrigen sind 90 %, die jedes Futter gleichmütig verschlingen, das ihnen vorgesetzt wird, gemäß dem schönen David Friedrich Straußschen Worte:

> Das Publikum ist eine Kuh,
> Die grast und grast nur immer zu,
> Kommt eine Blum ihr vor die Nas,
> Die nimmt sie mit und fragt nicht: Was?
> Ist ihr wie andres Futter auch,
> Beschäftigt das Maul und füllt den Bauch.

5 % aber haben keine Beschäftigung, dafür aber die ganze protzige Anmaßung ihrer Borniertheit. Die schreiben, das sind „unsere Abonnenten", die des Blattes „Haltung" wahren.

Aber in Deutschland ist kein Zeitungsverleger, der es wagte, diese lumpigen 5 % abzuschütteln und zu hoffen, daß er dafür ausreichenden Zuwachs aus den Reihen der Verständigen bekommen werde.

Oder wäre das in der That eine unberechtigte Hoffnung? Ach, man möchte glauben, daß diese Herren die Menschen doch besser kennen. Denn wie viele übertreiben die Verständigkeit so ungeheuerlich, daß sie glauben und danach auch leben, ein gutes Blatt durch Halten unterstützen zu müssen?" — Soweit unser Anonymus.

Es besteht nun kein Grund anzunehmen, daß diese 5 % litterarisch vernünftiger, wohlgebildeter Leser unter den deutschen Katholiken fehlen. Ich glaube sogar bestimmt, daß sie vorhanden sind, aber sie bilden die Stillen und Bescheidenen im Lande, sodaß trotz

ihrer die Verhältnisse werden konnten, wie sie thatsächlich sind. Diese 5 oder mehr Prozent aber werden hauptsächlich berufen sein, in Sachen unserer Titelfrage Wandel zu schaffen, und an sie in erster Linie ist daher auch diese Schrift gerichtet. Je nachdem sie sie aufnehmen, haben wir einen Aufschwung zu erhoffen oder nicht.

Aber auch unsern Zeitschriften, Zeitungen und Verlegern fällt dabei eine Aufgabe zu. So sicher es ist, daß sich ein Verlagsunternehmen im allgemeinen nur halten und bewähren kann, wenn es gewissen Neigungen und Ansprüchen der Zeit gerecht wird, so sicher ist es auch, daß seinen Leitern, sofern diese überhaupt Anspruch auf die Achtung aller Bessergesinnten erheben, aus einem wohlbegründeten und zu einer gewissen Höhe gediehenen Unternehmen die Pflicht erwächst, nicht nur, um des Geschäftes willen, dem niederen Geschmack der Menge zu huldigen, sondern auch hin und wieder durch gediegene Darbietungen den Geschmack zu bilden und zu veredeln. Dies kann und muß natürlich ganz allmählich geschehen, denn kein Vernünftiger wird verlangen, daß sich ein Unternehmen durch ganz einseitige Opposition gegen die schlechten Geschmacksrichtungen selbst zu Grunde richte.

Aber „den Geschmack kann man nicht am Mittelgut bilden, sondern nur am Allervorzüglichsten", sagt Goethe. Indem daher auch unsere Kritik auf das Allervorzüglichste unbefangen hinweist, ohne sich ob tadelnswerten Einzelnheiten so aufzuregen, daß sie, wie meist, das Kind mit dem Bade ausschüttet, wird auch sie das ihrige zur Besserung der Verhältnisse beitragen. Ich denke hier an ruhige, sachlich das Gute würdigende, das Schlechte tadelnde Aufsätze auch über nichtkatholische Dichter und Schriftsteller, die wirklich Hervorragendes geleistet haben. Solche Aufsätze sind bei uns selten, in unseren belletristischen Blättern nur ausnahmsweis zu finden, und wenn der Grund dafür, daß wir nämlich keine Veranlassung dazu hätten, da die Gegenseite auch die katholischen Dichter abseits liegen lasse, auch nicht immer ausgesprochen wird, so ist er doch in vielen Fällen entscheidend und wirkt unbewußt mit. Ein solcher Vergeltungsstandpunkt scheint mir aber einer wahrhaft katholischen Gesinnung nicht nur unwürdig, sondern er ist auch im höchsten Grade unklug. Die Untugend eines anderen bestraft man nicht, indem man sich der gleichen Untugend schuldig macht. Unklug aber handeln wir, wenn wir das Gute und Schöne, das sich auch bei den andern in reichem Maße findet, für uns öffentlich ungewertet lassen, um in ängstlicher Parteibefangenheit nur um so öfter gesinnungstüchtiges Mittelgut anzupreisen.

Die französischen Katholiken sind in dieser Hinsicht bei weitem weniger einseitig und exklusiv. Um von ihren Zeitschriften nur zwei hier anzuführen, bringen der „Correspondant“ und „La Quinzaine“ über zeitgenössische, sich mit dem katholischen Denken und Empfinden nur lose oder gar nicht berührende Werke und Autoren Aufsätze, die ausgezeichnet belehren und häufig auch die Lust einer näheren Bekanntschaft mit dem einen oder anderen besseren Werk anregen. Das Totschweigesystem ist dem gebildeten Teil der Leser gegenüber um so thörichter und zweckloser, als er ja auf die katholischen Blätter nicht angewiesen ist und nach den andern um so häufiger greift, je weniger ihm die eigenen nach dieser Seite hin genügen. Das möge man wohl bedenken! Alle Disciplin, alle Agitation wird es nie dahin bringen, daß jene Werke von Katholiken nicht gelesen werden. Lesemappen und Leihbibliotheken sind für die weitesten Kreise rastlose Vermittler, und wer sie schlechtweg verpönen oder gar verbieten wollte, der würde wohl nur ein Verbot in die Welt setzen, damit es übertreten wird. Hier kann nur die persönliche Gewissenhaftigkeit und Wachsamkeit des Einzelnen in Bezug auf sich selbst Schutz bieten, und diese Gewissenhaftigkeit und Wachsamkeit zu fördern, ihr Anhaltspunkte zu bieten, sie vor blöder Skrupulosität zu bewahren, kurz die zeitgenössische Litteratur nach ihrer guten und schlechten Seite kennen zu lehren, ist nur möglich, wenn wir überhaupt davon reden, uns mit den Werken und ihren Autoren in der bereits früher angedeuteten Art beschäftigen. Mit Reklamemacherei hat das nichts zu thun, und unsere katholischen Autoren brauchten dabei sicherlich nicht zu kurz zu kommen.

Wenn ich vorher auf zwei französische Zeitschriften hinwies, so will ich damit nicht gesagt haben, daß mir deren betreffende Aufsätze in jeder Hinsicht als mustergiltig erschienen[1]). Zögen wir für solche

1) Sehr angenehm berührt die versöhnliche und doch entschiedene Art, in der der bekannte Verfasser der Nouvelles Tendances en réligion et en littérature, Abbé Felix Klein, Professor an der Université catholique in Paris, die litterarische Thätigkeit Paul Bourgets im Correspondant (1894, II. p. 1020—1039) bespricht, eine vornehme Art, die allerdings in vielem für uns vorbildlich sein könnte. Es ist kaum zu zweifeln, daß auch der Autor, und mag er noch so reizbar sein, eine solche Kritik, nicht nur ohne Erbitterung, sondern vielleicht sogar mit Nutzen für sein künftiges Schaffen lesen wird. Ähnliche Aufsätze enthielt die gleiche Zeitschrift aus anderer Feder über Pierre Loti, Anatole France u. a. Lehrreich ist hier ein Vergleich etwa mit P. Kreitens Aufsatz über Hauptmanns „Versunkene Glocke“ in Heft 3 der „Stimmen aus Maria Laach“. 1898.

etwa unsere Unterhaltungsblätter in Betracht, so müßten natürlich die Schattenseiten gewisser Werke viel nachdrücklicher und in ganz anderem Sinne gekennzeichnet werden, als es in jenen französischen Zeitschriften gewöhnlich zu geschehen pflegt, wohl auch deshalb, weil diese Zeitschriften sich nur an ein erwachsenes und gebildetes Publikum wenden, während unsere bestehenden Unterhaltungsblätter für die Familie bestimmt sind, ein Gesichtspunkt, der wohl im Auge behalten werden muß und den auch die vorstehenden Ausführungen nichts weniger als verrücken wollen.

VII.

Unsere Pflicht.

Dem tiefer Schauenden kann es nicht entgangen sein, daß all jene vorstehend erhobenen Klagen über das Verhältnis eines sehr beträchtlichen Bruchteils deutscher Katholiken zur schönen Litteratur im Grunde als ein Protest der selbständigen Bildung gegen eine bevormundende und mißtrauische Litteraturüberwachung und eine daraus hervorgehende Litteraturverwässerung aufzufassen ist. Man hat aus dem Auge verloren, daß das geistige Leben auch der schönen Litteratur seinen Rückhalt nicht in der breiten Masse der Leser, sondern bei den geistig Gebildeten der Nation hat, und daß der Dichter, auch wenn er auf möglichst großen Absatz rechnet, doch immer nur eine verhältnismäßig kleine Zahl in Betracht ziehen kann, auf deren Verständnis er angewiesen ist. Das geht mit peinlich berührender Deutlichkeit aus der Stellung hervor, die ein Teil unserer Kritik hervorragenden dichterischen Schöpfungen der Neuzeit gegenüber einzunehmen pflegt. Der Durchschnittsverstand der Alltagsmenschen gilt als Anhalt für die Beurteilung, ob ein litterarisches Werk empfehlenswert sei oder nicht. Hat der Kritiker irgendwo das Gefühl, die geistige Selbständigkeit einer Reihe von Lesern könnte nicht groß genug sein, um das Werk auch in dem Sinne zu verstehen, in welchem es verstanden sein will, so wird er schon zaudern, sich uneingeschränkt dafür zu begeistern. Einem derartigen Beurteiler kann nicht alles deutlich genug gesagt, d. h. mit anderen Worten ins Plattverständliche herabgedrückt sein. Denn er vertraut dem ehrlichen Erkenntnisstreben selbst des gebildeten Geistes doch nie recht, sowenig wie er an den Sieg der Wahrheit glaubt, wenn man nicht stets mit einiger Schulmeisterei dabei nachhilft.

Daher das Hineintragen sicht- und greifbarer Tendenzen in derlei Werke, das demonstrative Herausarbeiten der Grundgedanken, wodurch

dem freien Geiste vorgearbeitet und der Hochgenuß selbständiger Deutung der Lebensthatsachen beeinträchtigt und verkümmert wird. Genau betrachtet ist diese Richtung eine feine Art von Rationalismus, die alles ahnungsvoll Verschleierte zu klaren, nüchternen Linien herausgestalten möchte, um die ganze Welt in ein beweismäßiges Rechenexempel umzumodeln. Sie verkennt, daß gerade die selbstgefundenen Erkenntnisse die geistige Selbständigkeit eines Menschen bedingen, daß in diesem Finden, in dem Fertigdenken erschlossener Gedankenreihen die größte Freude des geistigen Lebens besteht, und sie vergißt, daß im Bereich der Geister auch noch andere Kräfte thätig sind, als die bloß natürlichen unseres Erkenntnisvermögens.

Wie diese Richtung auf dem theologischen Gebiet stets die Mystik mit einigem Mißtrauen betrachtete, weil sie, die Religion dem Gemüt erschließend, hin und wieder den Begriff verdunkelt hat, so und noch viel mehr möchte sie gleichsam auch alles Dämmerweben der Kunst zum lichten Tag der Gemeinverständlichkeit aufhellen und den Künstler, als den Mystiker des Natürlichen, zum Scholastiker des Natürlichen umgewandelt wissen.

Mit einer künstlichen Herabstimmung der Litteratur zu der Fassungskraft und äußeren Beschränktheit des gemeinen Verstandes wird nicht nur der Gebildete der Litteratur entfremdet, sondern auch die Kunst und Dichtung selbst ziehen daraus nichts weniger als Gewinn. Sie verlernen, nach einem Worte Eichendorffs, wie die Vögel, wenn sie Haustiere geworden sind, das Fliegen.

Die ordinäre Unterhaltungslitteratur ist sicherlich nicht als gleichgültig abzuthun. Sie ist, wie Gervinus sagt, die Scheidemünze und das Kupfer, um das klingende Kapital, das die anderen ausgeprägt, gleichviel ob echtes oder falsches, in kleinen Portionen von geringstem Werte fließend zu machen und unter die Armut zu bringen. Aber mit der Scheidemünze allein ist es nicht gethan. Die großen Kontos des Geistes werden nur mit Gold beglichen, und wo dieses Gold als Wertmesser fehlt, da werden bald die Scheidemünze und das Kupfer führendes Metall und die Armut allgemein. Ein beträchtlicher Prozentsatz unserer Gebildeten hat sich deshalb heute von der Litteratur gänzlich abgewendet, weil ihm der geistige Gewinn daraus zu mager scheint.

Das ist aber eine bedenkliche Erscheinung. Um so bedenklicher, als doch thatsächlich ein großer Teil des modernen Geisterkampfes heutzutage auf dem Gebiet der belletristischen Litteratur ausgefochten wird. Wollen wir teilnahmslos hintendran stehen? Soll sich unsere Empfindungswelt nicht auch in tüchtigen künstlerischen, dichterischen

Schöpfungen entladen? Dürfen wir in dem Gährungsprozeß, der sich auf diesen Gebieten vor unseren Augen vollzieht, nur die entrüsteten Zuschauer spielen, ohne auch nur einen Versuch zu machen, wenigstens für die, die auf unsere Stimme warten, mitzureden? Was ist in dieser Hinsicht bis heute geschehen? Nehmen wir von den Gebildeten beispielsweise den Studenten. Mit dem Eintritt in die Universität beginnt bei vielen auch die freiere Beschäftigung mit der Litteratur. Er wird in litterarische Debatten hineingezogen, will sich ein Urteil bilden und Red' und Antwort stehen. Wo findet er einen geistigen Rückhalt, wenn die Flut der modernen Litteratur auf ihn einstürmt? Da ist z. B. der Philosoph Nietzsche, eine Erscheinung, an der fast kein Student heute ungeschoren vorbeikommt, so rumort sein zersetzender Geist in der gelehrten jungen Generation, und so vielseitig greifen seine Schriften in das zeitgenössische Gedanken- und Gefühlsleben ein. Man muß ihn fast gelesen haben, und wäre es auch nur bruchstückweis, schon um die eigenartige Form seiner Darstellung, den glänzenden, aphoristischen, poetisch-philosophischen Stil seiner ungleich gearteten Bücher zu kennen.

Nun, über diese gefährliche und doch für den jugendlich-neugierigen Geist unserer Studenten so verlockende Erscheinung existiert wohl eine sehr große Zahl von Gegner- und Freundesschriften aus den verschiedensten Lagern, nicht aber eine einzige ernstzunehmende von katholischer Seite, die man zu Rate ziehen kann. Was an Abhandlungen in Zeitschriften erschien, ist unbedeutend und schwer zugänglich.

Und wie wir an dieser halb philosophischen, halb litterarischen Erscheinung wortlos vorübergehen und eine entschiedene, aber ruhige Auseinandersetzung mit diesem Geiste vermeiden, so auch auf dem eigentlichen Gebiet der schönen Litteratur. (Die ältesten christlichen Schriftsteller, ein Tertullian, Augustinus, Justinus, Cyrillus haben es derartigen Sophisten ihrer Zeit gegenüber anders gemacht, von ihnen sollten wir, auch was die Würde des Tones und die Gerechtigkeit in der Anerkennung auch des Guten betrifft, lernen.)

Was ist bis heute nicht alles z. B. schon über Ibsen geschrieben worden. Nur bei uns begnügt man sich unter Berufung auf unsern Standpunkt mit einer summarisch begründeten Verwerfung, ohne auch nur zu versuchen, in die wenn auch nicht in ästhetischer, so doch immer in ethischer Hinsicht merkwürdigen Gedankengänge dieses Bühnenphilosophen einzutreten und seine Thesen, Stück für Stück, zu prüfen und zu werten. Und doch warten sicher Tausende und aber Tausende der Gebildeten auf ein berufenes Wort auch von unserer

Seite, nachdem bereits die ganze übrige Welt gesprochen hat. Denn mag man mit stiller Verwunderung über die verkannte Poesie auch den Dichter Ibsen belächeln, als geistige, einen großen Teil unserer Zeitgenossen stark beherrschende Persönlichkeit steht der Autor der Nora, der Gespenster und des Johann Gabriel Borkman unleugbar auf hervorragendem Piedestal.

Dürfen wir hier einfach ignorieren, schweigen? Ist es nicht schlechtweg Pflicht, zu reden? Soll es wahr werden, was unsere Gegner behaupten, daß der Katholizismus als Weltanschauung seine erobernde Kraft verloren habe, daß er sich nur mehr auf die Erhaltung seines Besitzstandes einrichte und es daher lieber mit den geistig Genügsamen seiner Bekenner, als mit den unter dem Einfluß ihrer Zeit Begehrlicheren zu thun habe? Soll es so weit kommen, daß wir für alle Bestrebungen unserer Zeit, die nicht kirchlicher, politischer oder wissenschaftlicher Natur sind, durch unsere Abseitsstellung das Verständnis und somit auch das Recht des Mitredens verlieren? Dürfen wir, um z. B. auch die bildenden Künste in Betracht zu ziehen, für eine allenfallsige persönliche, auf Vorliebe für ältere Zeiten beruhende Geschmacksrichtung schlechtweg den Katholizismus in Anspruch nehmen und etwa auch aus der kirchlichen Kunst alles verbannen wollen, was nicht an die alten, überwundenen Vorbilder gemahnt? Die Form ist indifferent, der Geist allein ist es, der lebendig macht, und wenn sich daher ein christlicher Künstler derjenigen modernen Formen und Ausdrucksweisen bedient, die dem gebildeten modernen Katholiken geläufig sind, handeln wir dann klug, wenn wir ihn deshalb als unkirchlich, als „modern" abthun?

Dieses ewige Widerstreben gegen die eigene Zeit, dieses beharrliche Verwerfen ihrer äußeren Weisen, dieses hilflose Verstricktsein in litterarische und künstlerische Velleitäten, anstatt unser Wollen und Können in zeitgemäßen Einkleidungen unter die Leute zu bringen, das muß uns schließlich geistig isolieren und um jeden bestimmenden, führenden Einfluß bringen.

Das ne te quaesiveris extra gilt nicht allein von der Persönlichkeit, sondern auch von ganzen Zeitaltern. Wir — und hier meine ich unsere ganze Zeit — überschätzen vielfach die Vergangenheit, als ob es sich in andern Zeitaltern besser, ausgiebiger, reiner, kraftvoller hätte leben lassen, und unterschätzen die Gegenwart, als ob sie unsere Kräfte mehr oder minder lahm lege, und doch ist es nur das Befangensein in geschichtlichen Anschauungen, die uns im Empfinden, Denken und Handeln unfrei und abhängig macht. Wie unsere Vorfahren, auf sich gestellt, in ihrer Zeit lebten und

ihren eigensten Offenbarungen gehorchten, so müssen auch wir, ohne lähmendes Rückwärtsschielen, unsere Wege gehen, das Unsere wollen und die Zeit ernst nehmen. Dann wird die Gegenwart der Vergangenheit in nichts nachstehen, wir aber werden in demselben Maße, als die Anforderungen, die unsere Zeit an uns stellt, größer sind, als die der Vergangenheit, auch selbst größer werden nach dem Worte des Dichters: „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken.“

Wie man ein unbändiges Pferd nur in der Gewalt hat, wenn man dem vorwärtsstrebenden selbst vorwärtsstrebend auf dem Rücken sitzt und die Zügel führt, so beherrscht man auch eine Zeitströmung nur, wenn man tüchtig mitten drin steht, genau nach dem herzhaften Wort Prof. Freiherr von Hertlings: „Um eine machtvolle Bewegung in richtige Bahnen zu leiten, gibt es kein anderes Mittel, als sich mitten hineinzuwerfen.“

In unserem Verhältnis auch zu den profanen und zu den nichtpolitischen Aufgaben unserer Zeit muß Wandel geschaffen werden, wenn unsere Gegner mit ihrer oben erwähnten Behauptung nicht recht behalten sollen. Dieser Wandel jedoch wird nur dann eintreten, wenn wir unser Wirken in der Zeit, mit den Mitteln und in der Sprache der Zeit als unsere Pflicht erkannt haben. In der Erfüllung der erkannten Pflicht werden wir dann auf diesen Gebieten allmählich heimischer, und mit der größeren Vertrautheit wird unsere innere Teilnahme geweckt, unser Verhältnis auch zur schönen Litteratur und Kunst wärmer, thatkräftiger.

Möchte es dieser Broschüre gelingen, nach dieser Seite hin einen kräftigen Anstoß zu geben. Dann wird es ihrem Verfasser gleichgültig sein, ob man sie im einzelnen angreift, befeindet oder tadelt.

Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.

Romane von Conrad von Bolanden.

Karl der Große. Eine Geschichte aus dem Sachsenkriege. 1895. 8. Preis Mk. 4.—
In eleg. Callico-Einband. Preis Mk. 5.—

Die Arche Noah. Kulturhistorischer Roman aus dem IX. Jahrhundert. 1897. 8. Preis Mk. 3.50.
In eleg. Callico-Einband. Preis Mk. 4.60.

Otto der Große. Historische Erzählung aus dem X. Jahrhundert. 1898. 8. Preis Mk. 5.—
In eleg. Callico-Einband. Preis Mk. 6.—

Die drei vorstehenden Werke bilden einen Cyklus von Kulturbildern aus der deutschen Vergangenheit (VIII., IX. und X. Jahrhundert).

. . . „Wie bei den historischen Romanen Bolandens überhaupt beruht auch der Aufbau des vorliegenden (Otto d. Gr.) auf dem Studium der alten Chroniken und Annalen, die der Verfasser gewissenhaft am Schlusse aufgeführt hat . . .

Die Verwertung der kulturgeschichtlichen und sozialpolitischen Stoffe ist mit Geschick erfolgt und auch die Lokalschilderung nach zeitgenössischen Darstellungen ist anziehend und interessant . . .“

(**„Frankfurter Zeitung“ 1898, Nr. 64.**)

Savonarola. Eine alte Geschichte, neu erzählt. Zwei Bände. 1882. 8. Preis Mk. 5 50.
In eleg. Salon-Einband. Preis Mk. 6.50.

Die Socialdemokraten und ihre Väter. Erzählung. 1894. 8. Preis Mk. 2.20.
In eleg. Callico-Einband Preis Mk. 3.50.

Romane von Philipp Laicus.

Feder, Schwert und Fackel. Erzählung aus der Geschichte der Stadt Magdeburg. 1895. 8. Preis Mk. 3.50.
Eleg. geb. Preis Mk. 4.50.

„Gehört zu den besten historischen Erzählungen des vielseitigen Autors.“
(**„Liter. Rundschau.“ Freiburg.**)

„Wir haben eine Erzählung von großem geschichtlichen und apologetischen Werthe vor uns und doch ist's nicht ein aufdringlicher Tendenz-Roman.“
(**„Liter. Anzeiger.“ Graz.**)

Fürstenthum Sperbershausen. Sein Glück und Ende. Mit 5 Original-Illustrationen von C. Sutter. 1895. 18. Preis Mk. 2.40.
Eleg. geb. Preis Mk. 3.—

Das Haus Prozzius. Ein Charakterbild aus der modernen Gesellschaft. 1881. 8. Preis Mk. 4.—

In blutigem Ringen. Historische Erzählung aus der Mitte des X. Jahrhunderts. 1897. 8. Preis Mk. 3.50.
In eleg. Callico-Einband. Preis Mk. 4.60.

Der letzte Häuptling von Killarney. Eine historische Erzählung. 1884. 8. Preis Mk. 4.80.

In gleichem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lady Georgiana Fullerton.

Ihr Leben und ihre Werke.

Aus dem Französischen frei bearbeitet
von
Raymund v. Fugger,
Geh. Kammerherr Sr. Heiligkeit.

Mit Porträt in Lichtdruck. (VII u. 536 S.) Preis geh. Mk. 5.—; in elegantem Salon-Callicoband Mk. 6.—.

Johannes Joergensen.

Das Reisebuch.

Licht und Dunkel in Natur und Geist.

Aus dem Dänischen übersetzt
von
Henriette Gräfin Holstein-Ledreborg.

Mit 2 Illustrationen.

8. (299 S.) Preis geheftet Mk. 2.80; in Salon-Callicoband Mk. 3.80.

Eine fesselnd geschriebene Reisebeschreibung: „Deutsche Tage", denen sich die „umbrische Chronik" anschließt, den Aufenthalt des Verfassers in Assisi und damit die Seelenkämpfe des modernen großen dänischen Dichters behandelnd, die in dessen Rückkehr zur katholischen Kirche endigen.

Früher erschien:

Der jüngste Tag.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen
von
Bernhard Mann,
Kgl. dän. Consul a. D.

1898. 8. (150 S.) Preis geh. Mk. 2.—; in eleg. Salon-Callicoband Mk. 3.—.

„Ein verfehltes Leben, ein krankes Gewissen haben ihn auf das Sterbebett geworfen. Niels Graff ist ein begabter junger Schriftsteller; ein braves, liebendes Weib und ein blühendes Kind sind sein eigen, er aber weiss sein Glück nicht zu schätzen, er wirft es von sich, er jagt sein Leben in überschäumender Leidenschaft dahin. Seine Illusionen stürzen zusammen, als gebrochener Mann liegt er auf dem Todtenbette, und aus seinen Fieberträumen tauchen alle Gestalten seines früheren Lebens vor ihm auf, und in namenloser Selbstqual hört er das feierliche Glockengeläute des jüngsten Gerichtes. In seiner Todesstunde findet er den Weg zu Gott zurück. — Diese Traumdichtung erinnert in ihrer Auffassung stark an Hauptmanns „Hannele". Der Stil ist fesselnd und die ganze Handlung poetisch und reizvoll."

(„Die Post" Berlin 1898, Nr. 115, 29. April.)

Lebenslüge und Lebenswahrheit.

Aus dem Dänischen übersetzt von H. H.-L.

1897. 8. (76 S.) In eleganter Ausstattung. Preis Mk. —.80; in elegantem Orig.-Einband Mk. 1.50.

Diese kurze Conversionsschrift unterscheidet sich wesentlich in Form und Inhalt von den gewöhnlichen Schriften dieser Art. Der Form nach haben wir eine äußerst anziehende, lebhafte, anschauliche, kurz: hochpoetische Schilderung von Stimmungen des Lebens und Natur-Scenen. Inhaltlich ist es keine theologische, sondern eine philosophische Streit- oder Vertheidigungsschrift; sie ist hierin ein getreues Abbild des gegnerischen Standes der Religionsfrage.

(„**Philosophisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft.**" **Fulda**).

Muth, Carl

Steht die Katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? eine litterarische Gewissensfrage

Mainz 1898